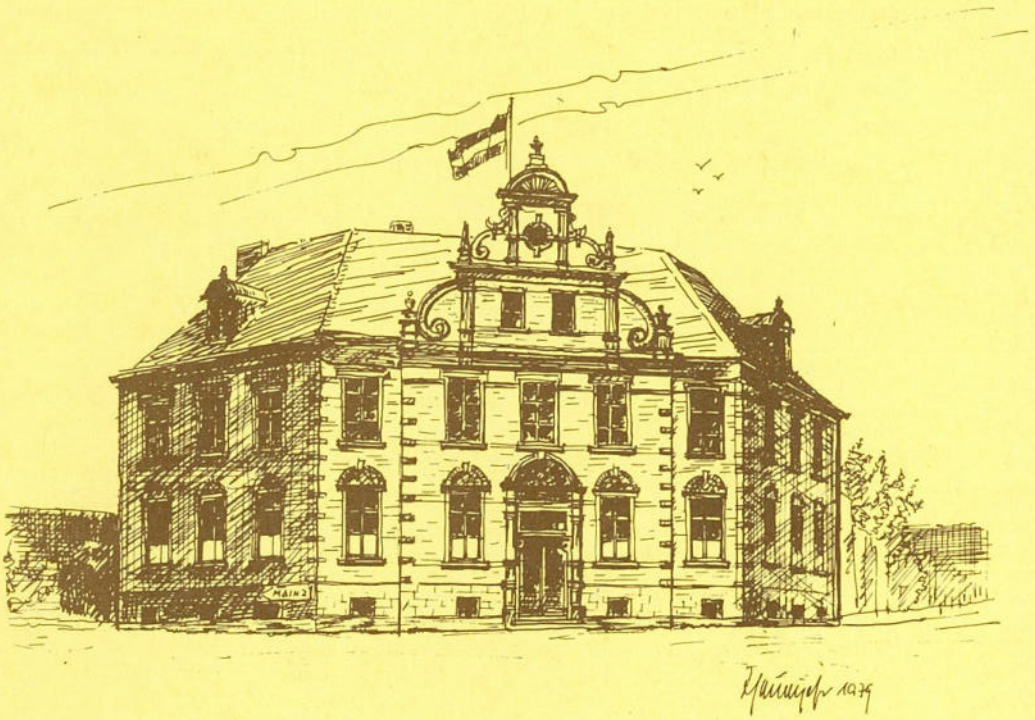
Verbandsgemeinde Nieder-Olm
Aus vergangenen Zeiten



Heft 8
Beiträge zur Ortsgeschichte von Nieder-Olm

INHALT

	Seite
Dorferneuerung 1776, Peter Weisrock	1
Trompeten in der Nacht, Hans-Peter Plattner	2
Ist Wilhelm Holzamer ein Heimatdichter?, Angela K. Kleinschmitt	4
Familie und Alltag im 18. Jh. Dargestellt an Beispielen aus Nieder-Olm, Elmar Rettinger	10
Ungewöhnlicher Glockenguß in Nieder-Olm, Peter Weisrock	24
St. Georg zu Nieder-Olm – ein baugeschichtlicher Abriß, Hans-Peter Plattner	27
Die Lebenskunst des Cyriak Goschel, Hans-Peter Plattner	32
Familie Scheuermann in Nieder-Olm, Josef Erhart	33
Französisches Wortgut in der rhh. Mundart, Hans-Peter Plattner	34
Weihnachten 1460 in „Nidr-Olmen", Peter Weisrock	36
Jahrgang 1922	41

Herausgeber:	Verbandsgemeinde Nieder-Olm
Konzeption und Redaktion:	Peter Weisrock, Nieder-Olm
Druck:	Druck-Atelier Schwarz, Nieder-Olm
Titelbild:	Amtsgericht Nieder-Olm (1894 – 1959) Ferderzeichnung von Albert Theuerjahr, Mainz
Illustrationen:	Albert Theuerjahr, Mainz

Dezember 1987

Die Rechte liegen bei den Autoren. Nachdruck nur mit deren Genehmigung möglich.

Dorferneuerung 1776

von Peter Weisrock

Seit 1984 beschäftigt man sich im Gemeinderat von Nieder-Olm mit der Absicht, eine Dorferneuerungsmaßnahme durchzuführen. Ziel dabei soll die Wahrung und Erhaltung der alten Ortslage sein, deren Entwicklung in den Jahrzehnten der Schaffung von Neubaugebieten vernachlässigt wurde. Diese Rückbesinnung leitet nun einen längst fällig gewordenen Prozeß zur Wiederbelebung und Verschönerung des gewachsenen Ortskerns ein.

Vor beinahe genau 210 Jahren hatten die damaligen „Gemeindevertreter" ebenfalls über eine Verschönerungsmaßnahme, speziell im Ortsmittelpunkt ihrer Gemeinde zu beraten. Am Abend des 21. April 1776 versammelten sich im „gemeinen Rathaus" Oberschultheiß Schmitt, Unterschultheiß Johann Schreiber, die Gerichtsschöffen Bernhard Noll, Eberhard Kleibert, Nicolaus Leyden, Jacob Seeger, Johannes Schmitt und die Gemeindevorsteher Bernhard Ludwig sowie Nicolaus Rheinhard, um über jenen Vorschlag des Oberamtmannes von „Olm und Algesheim" zu diskutieren. Dieses Amt bekleidete in jenen Jahren Freiherr von Breidenbach zu Bürresheim, der mit seiner Familie das kurmainzische Schloß in Nieder-Olm bewohnte. Dessen Vorschlag hatte nun eine Begrünung des Schloßplatzes zum Ziel, da dieser „ödte und große platz unansehlich seye". Dazu schlug er vor „die deme Schloße gegenüberliegende Weed (Viehtränke, Löschteich) linker handt zu dem Schloßgraben zu versetzen, dießen bürgerlichen platz zu planieren und mit Lindenbäumen allee weise zu besetzen, „wobei er „samtliche Kosten außer den Fuhr- und Handfrohnden" übernehmen wolle. Ohne Zweifel ging es dem Oberamtmann nicht darum, sich einen reizvollen Fensterausblick einzuräumen, sondern dem Platz zu einer „ansehnlichen würdte zu verhelfen, und nicht allein dem Schloß sondern auch dem Städtlein Niederohlm ein angenehmes Augenmerk zu verschaffen". Allerdings könnte diese Idee auch in „weltlicher" Konkurenz mit dem 1776 begonnenen Neubau des katholischen Kirchenschiffes gestanden haben, sozusagen in „Dorferneuerungsrivalität. . ."

Damals wie heute bestanden die Gemeindevertreter auf eine detallierte Vereinbarung, um die finanziellen Aufwendungen so gering wie möglich zu halten und etwaige Rechte der bürgerlichen Gemeinde zu sichern. „Mit unterthänigstem Respect" stimmten sie dem freiherrlichen Ansinnen zu, und erklärten sich mit der Übernahme von Fuhr- und Handfrohnden einverstanden, aber nur „zu bequemer Zeit wo der ackersmann im feld-bau nicht gehindert seye". Auch „behielde man sich vor die „beholtzung" zugunsten der Gemeinde durchzuführen. Weiterhin „dürfte der gemeind niemalens aufgebürdet werden, die abgängige (abgestorbene) bäum aus dem gemeinen bäudel (Gemeindekasse) wiederumb anzulegen". Dem Freiherrn solle es dabei „ohnbenommen bleiben, diese bäum nach seinem wohlgefallen hoch oder niederich im wachsthum zu erhalden". Auch behielt sich die Gemeinde vor, daß „jedermänniglich offene spatzirgäng" in der zukünftigen Lindenallee möglich sind, „undt offenen däntz (Tänze) als (an) Kirchweye von denen jungen leuthen" veranstaltet werden dürften. Auch dürfe „niemalen einen Zaun oder gadter (Gatter) von dem gnädigen Herrn geschaffen werdten". Dafür „würdte man von seithens des gericht den fleißigen bedacht dahin nehmen, das durch die Taghuthen (Schutzwache am Tag), sowohl als Nachwächter aller durch muthwillige burschen auf diesem platz undt bäumen zu übender frevel verhüthet werde."

Quelle: Gemeindearchiv Nieder-Olm, Gerichtsprotokolle, X.8, fol. 141, Blt. 6

Trompeten in der Nacht

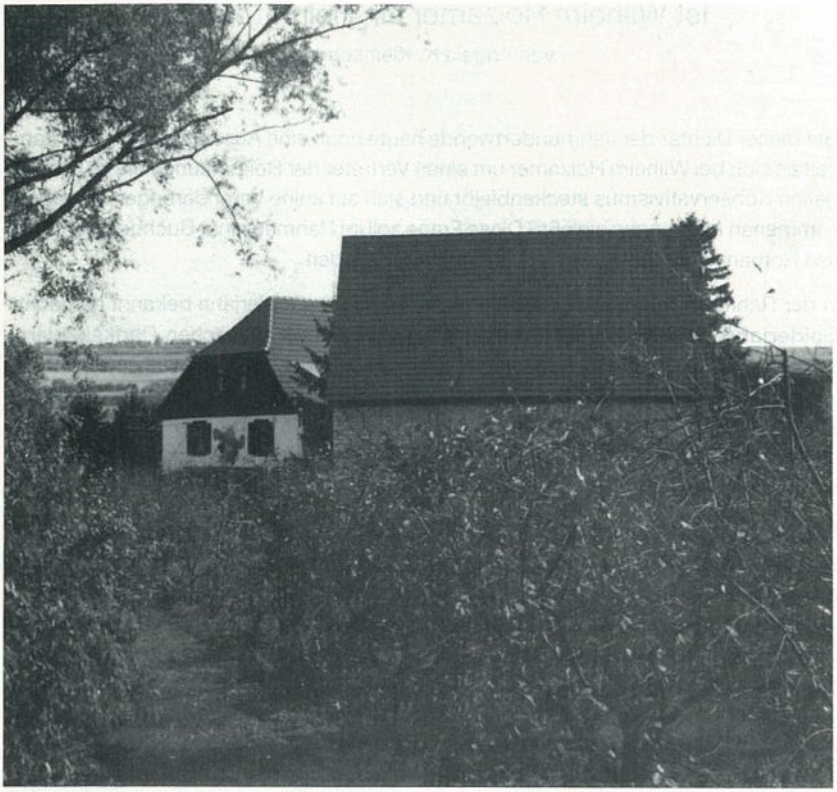
nacherzählt von Hans-Peter Plattner

Es war in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts: Die Wellen der Französischen Revolution brandeten bis an den Rhein und unsere rheinhessische Heimat erlitt das Schiksal eines Schlachtfeldes, auf dem die Truppen Frankreichs gegen die alliierten deutschen Fürsten über mehrere Jahre hinweg fochten. Die Bevölkerung erduldete Einquartierung, Beschlagnahmung, Plünderung und oft sogar Schlimmeres.

Wieder einmal sind die Franzosen im Lande. Auch in der verschneiten Mühle am Saulheimer Bach südlich des Dorfes, die später einmal vom Volk die „Eulenmühle" genannt werden wird, ist eine Korporalschaft Grenadiere eingezogen. Die Soldaten sind froh, in eine warme Unterkunft einrücken und endlich einmal ausreichend Verpflegung fassen zu können. Der Müller aber ist nicht sehr erfreut darüber. Hat er doch schon öfters Einquartierungen hinnehmen müssen. Seine Frau und seine Tochter tragen das Essen auf, nur die feinsten Speisen werden geduldet, und er muß immer wieder in den Keller hinabsteigen, um die Kanne mit Wein zu füllen. Bald sind die Grenadiere guter Stimmung und werden immer ausgelassener.

Als die Franzosen angerückt kamen, hat sich der junge Mühlknecht auf dem Speicher versteckt, weiß man doch nicht, was die von einem wollen. Die Nacht bricht herein und das freudige Lärmen unter ihm in den Stuben wird immer lauter, und er fürchtet mit Recht um das Leben der Müllersleut, besonders um das des schönen Müllertöchterleins. Wenn man doch nur die Franzosen fortlocken könnte. Da kommt ihm die Idee . . .

Grelle Trompetenstöße hallen durch die Nacht! Erschrocken fahren die Grenadiere auf. Fremde Signale – nicht die eigenen! Die der Feinde – Österreicher oder Preußen! Der Korporal sieht seine Chance: Er wird den Feind beobachten und ausspähen und dann seinem Capitän Meldung machen. Seine Beförderung zum Serganten sowie die Belohnung der Korporalschaft wird sicher sein. Er befiehlt seinen Männern, die Waffen zu ergreifen und in die dunkle Nacht auszuschwärmen. Murrend, daß sie das warme Haus verlassen müssen, ergreifen sie die Gewehre und gehorchen. Von Norden, vom Dorf her, erschallen die schrillen Töne. Also wendet er sich mit seinen Leuten dorthin. Die Grenadiere gehen vorsichtig vor, um nicht selbst überrascht zu werden. Dann sind die Signale im Osten zu hören und der Korporal befiehlt: Kehrt - marsch! Auf einmal ertönen sie im Westen, kehrt – marsch! Immer wieder wechselt die Richtung, aus der die Fanfarenstöße kommen. Die Soldeten beginnen, planlos über die verschneiten Äcker und Wiesen zu stolpern, immer den Trompetensignalen nach. Aufziehender Nebel erschwert zu allem Übel der Korporalschaft die Suche. Dann ist es mit einem Mal still. Angestrengt horchen die Grenadiere in die Dunkelheit hinein: Nichts! Kein Marschschritt, kein Hufgetrappel. Kein Ton. Tiefe Stille hüllt sie ein. Der Korporal streicht sich über den Schnauzbart und beißt sich in die Lippe: Er sieht seinen Kriegsruhm verschwinden, den er sich schon in den prächtigsten Farben



ausgemalt hat. Nun hat er auch noch die Orientierung verloren. Doch das gibt er nicht zu. Und so geht die Suche weiter. Bis zum Morgengrauen irren die Franzosen durch die Winterlandschaft. Als es hell wird und der Nebel aufsteigt, wollen sie nicht mehr zur Mühle zurückkehren– da könnte ja der Feind sitzen.

An dem Hoftor der Mühle klopft es. Das werden die französischen Grenadiere sein, denkt der Müller sorgenvoll und öffnet das Hoftor. Aber da steht der junge Mühlknecht – mit seiner Trompete in der Hand und über das ganze Gesicht lachend. In der Wohnstube erzählt er den Müllersleuten, wie er in der Nacht die Soldaten aus der Mühle lockte, sie mit seinen Signalen foppte und in die Irre führte. Alle Trompetensignale die er kannte hatte er geblasen: Attacke, Schwenken, Rückzug, Jagd aus, Fuchs tot .... Der Müller und seine Frau danken ihm für seine Tat, rechneten sie doch mit dem Schlimmsten. Nun sind sie einverstanden, daß der Müllersbursche um die Hand ihrer Tochter anhält, waren sich die beiden doch schon lange einig.

Im darauffolgenden Jahr – Friede war geschlossen und Rheinhessen ein Teil Frankreichs geworden – fand die Hochzeit statt und später erzählte das junge Müllerpaar oft ihren Kindern die Geschichte von den Trompeten in der Nacht.

Ist Wilhelm Holzamer ein Heimatdichter?

von Angela K. Kleinschmitt

Hat dieser Dichter der Jahrhundertwende heute noch eine Aussagekraft? Oder handelt es sich bei Wilhelm Holzamer um einen Vertreter der Heimatkunst, die im provinziellen Konservativismus steckenbleibt und sich auf keine Veränderungen von überkommenen Meinungen einläßt? Diese Frage soll im Rahmen einer Buchbesprechung des Romans **„Vor Jahr und Tag"** beantwortet werden.

In der Rahmenhandlung wird der Leser mit Balthasar Golderjahn bekannt gemacht. **Golderjahn,** seit 10 Jahren Kalendermacher des Rheinhessischen Dorfkalenders, beginnt am 3. Weihnachtstag mit der Niederschrift einer Kalendergeschichte. Im Mittelpunkt der Geschichte steht die Wirtstochter **Dorth** und ihre unerfüllte Liebe zu **Jörg-Adam,** der 1866 im Krieg gegen Preußen den Tod findet. Dorth fühlt sich durch den Tod des Geliebten um ihr Glück betrogen und kann sich nicht zu einer Heirat entschließen.

Der Anbruch eines neuen Zeitalters wird für Dorth und ihr Heimatdorf Nieder-Olm spürbar, als mit dem Bau der Eisenbahnstrecke Mainz–Alzey begonnen wird. Eine neue, hektische Zeit hält ihren Einzug, ausländische Fabriken werden erbaut, Bierbrauereien treten zur Konkurrenz mit dem rheinhessischen Wein an und einiges mehr. Dorth fühlt sich zu dem niedersächsischen **Ingenieur Kamper** hingezogen und gibt ihm das Eheversprechen. Als sie jedoch plötzlich ihre tiefe Verwurzelung zu ihrer Heimat erkennt, wird eine Heirat und der damit verbundene gemeinsame Umzug unmöglich. Mit einem Selbstmord möchte sie ihrem Leben ein Ende setzen. Sie wird aber von Kamper gerettet und freigegeben, als er ihre Nöte erkennt.

Dorth führt nun ein gleichgültiges und freudloses Leben in ihrem Elternhaus, bis sie eine Versorgungsehe mit einem älteren Müller eingeht. In aller Abgeschiedenheit lebt sie außerhalb des Dorfes ein friedvolles, aber nicht glückliches Leben, dem nach einigen Jahren der Tod ein Ende setzt.

Dorth's einziger Freund ist der **Lehrer Vetterlein,** der sie heimlich liebt. Er bleibt bis zuletzt ein guter Kamerad und hält ihr Gedächtnis in Ehren.

Charakterisierung der Hauptfiguren

Dorth

Die junge Dorth ist eine aufgeweckte, schlagfertige und lebensfrohe Wirtstochter. Sie fühlt sich noch zu jung und unreif für eine feste Bindung und gibt deshalb Jörg-Adam einen Korb. Ihre Freiheit möchte sie noch nicht gegen die Unterordnung unter den Willen eines Mannes eintauschen. Außerdem ist sie noch hin- und hergerissen zwischen ihrer Achtung vor dem stolzen, starken Jörg-Adam und ihren Gefühlen zu dem feinen, gütigen und höflichen Lehrer Vetterlein. Als Jörg-Adam das Dorf verläßt, bekommt sie Zweifel an der Richtigkeit ihrer Entscheidung und durchlebt eine qual-

volle, leidensreiche Zeit. Ihre Entscheidung für Jörg-Adam kommt zu spät: Es bleibt ihr nur noch der Abschied von dem sterbenden Soldaten.

Dorth kommt über diesen Schicksalsschlag nicht hinweg. Sie trauert fortan um ihre verlorene Jugend, ihr zerstörtes Lebensglück und zieht sich vor der Welt zurück. Erst dem Ingenieur Kamper gelingt es, Dorth nochmal aus ihrer Eintönigkeit herauszureißen. Kurz vor dem angesetzten Hochzeitstermin erkennt Dorth, daß Kamper ganz ein Mensch der „neuen Zeit" ist, mit dessen Lebenswandel und Energie sie nicht mithalten kann. Das Verlassen ihrer Heimat mit all ihren Jugenderinnerungen erscheint ihr unmöglich. Selbstmord erscheint ihr der einzige Ausweg aus diesem Dilemma und als Flucht vor einem Leben ohne Zukunft. Nach der mißglückten Selbsttötung wird ihr das Leben noch gleichgültiger, so gleichgültig, daß sie nicht einmal die Energie zu einem neuen Selbstmordversuch aufbringt. Sie lebt bis zu ihrem Tode ein „passives" Leben.

Mit Dorth zeichnet Holzamer das Bild eines Menschen, der einer verklingenden Zeit angehört und nicht genügend Energie aufbringt, um sich auf die Erfordernisse einer neuen Zeit einzustellen.

Lehrer Vetterlein

Der etwas zu lang und dürr geratene Lehrer gibt äußerlich eine etwas komische Figur ab, zeichnet sich aber aus durch sein ruhiges, höfliches, gütiges und taktvolles Wesen. Seine oberhessische Herkunft und seine Andersartigkeit lassen ihn nicht recht heimisch werden in dem rheinhessischen Ort. Er bleibt ein Einzelgänger.

Als er erkennt, daß seine Liebe zu Dorth keine Erfüllung finden kann, reagiert er zuerst mit einer Flucht vor sich selbst, indem er sich zu einem kleinen Don Juan entwickelt. Er verurteilt sein Tun nach einiger Zeit aber selbstkritisch und findet wieder zu seinem inneren Gleichgewicht zurück.Die Liebe zu Dorth bewahrt er in seinem Herzen und begnügt sich mit der selbstlosen, treuen und pflichtbewußten Freundschaft zu Dorth.

Genau wie Dorth kann sich Vetterlein nicht auf die neue Zeit einstellen. Seinem ruhigen, besonnenen Naturell liegt ein hektisches Leben nicht. Vetterlein wird seiner Umwelt gegenüber ebenso gleichgültig wie Dorth, kann sich aber doch noch über sein Dasein freuen. So hat er das Leid einer unerfüllten Liebe besser überstanden als Dorth.

Jörg-Adam

Jörg-Adam ist ein „ganzer Mann", der bei der Dorfbevölkerung geachtet wird. Er ist stolz und kraftvoll, aber auch zornig, unüberlegt, starrköpfig und manchmal auch leicht verletzbar. Auf den Korb der Dorth reagiert er mit Wut und verläßt den Ort seiner „Niederlage". Aus der Schilderung über die Begegnung von Jörg-Adam und Dorth am Sterbebett läßt sich interpretieren, daß Jörg-Adam wohl seinen Groll auf Dorth vergessen hat. Eine gemeinsame Zukunft der beiden und ein „Happy End" wird jedoch durch seinen Tod unmöglich.

Ingenieur Kamper

So wie Dorth die Vertreterin einer alten, verklingenden Zeit ist, ist Kamper der Vertreter eines neuen Zeitgeistes. Unglück kennt er nicht, nur Kampf gegen die Schwierigkeiten und Aufgaben seines Lebens. Die Rationalität bestimmt sein Verhalten. Durch seine berufliche Kompetenz genießt er Achtung bei Untergebenen und Vorgesetzten und gibt sich auch sehr selbstbewußt.

Kamper erkennt selbstkritisch seine Versäumnisse, als ihm Dorth ihre Nöte nach dem mißglückten Selbstmordversuch schildert. Er sieht es als seine Schuld an, daß er Dorth nicht für sich zu gewinnen suchte, sondern sich im Privatleben ebenso wie im Beruf als Herrscher aufgeführt hat. Kamper betrachtet sich als Menschen, dem kein privates Glück vergönnt ist und beschließt, fortan nur noch für seinen Beruf und seine Arbeit zu leben. Er verzweifelt nicht am Leben, begnügt sich aber mit einem einseitigen Dasein, indem er bewußt auf menschliche Zuneigung verzichtet.

Kalenderschreiber Golderjahn

Golderjahn wurde wegen „Ungläubigkeit und Unbotmäßigkeit" vom Mainzer Bischof Ketteler vom Schuldienst suspendiert. Nach verschiedenen Stellungen übernimmt er die Aufgabe des Kalendermanns für den „Rheinhessischen Dorfkalender".

Golderjahn haßt die Fuchtel der Obrigkeit, das „lausige Vorschriftenmachen und Verbieten", sein westdeutscher liberaler Demokratenstolz bestimmt seinen Zorn, den Zorn eines freien Rheinländers gegen Preußen und seine Vorherrschaft in Deutschland.

Golderjahn beklagt, daß der einzelne Mensch nur ein Rad im Mühlwerk der Zeit sei. Ob man nun Golderjahn oder Vetterlein heiße, am Ende könne man doch nichts tun, als am Leben vorbeizugehen. Golderjahn's Kalendergeschichte ist keine reine Fiktion, sondern enthält eigene Erlebnisse des Kalendermachers, die er sich endlich einmal von der Seele schreiben will.

Mit der Beschreibung des Eisenbahnbaus durch Nieder-Olm zeigt Holzamer symbolisch den Beginn einer neuen Ära, das Industriezeitalter, auf. Mit dieser neuen Technik ergeben sich für das früher durch die Landwirtschaft bestimmte Dorfleben eine Reihe von Änderungen. An den beiden Personen Dorth und Kamper zeigt Holzamer die mögliche Reaktion der Menschen auf ein neues Zeitalter auf: der eine stellt sich auf die neue Zeit ein, der andere resigniert und trauert der Vergangenheit nach. Demjenigen, der sich anpaßt, gehört die Zukunft. Holzamer zeichnet in seinem Roman ein Bild der alten, süddeutschen Welt mit ihrer Vielfalt, Kultur und ihrem feinen Lebenssinn. Diese Welt hat nicht mehr die Kraft, den vom Norden her strömenden neuen, durch Preußen repräsentierten Kräften gegenüberzutreten.

Gedenktafel am Geburtshaus Wilhelm Holzamers in der Pariser Straße

Nach der Verbrüderung der früheren Feinde fragt sich Dorth nach dem Sinn des vorangegangenen Krieges, der viele Soldaten das Leben gekostet und vielen Menschen großes Leid gebracht hat. So stellt Holzamer die Frage nach dem Nutzen und den Verantwortlichen des sinnlosen Krieges.

Einen „geistigen Radikalenerlaß" schildert Holzamer (in Anlehnung an das Schicksal seines Großvaters) mit der Vertreibung des Golderjahn aus dem Schuldienst. Golderjahn steht der damals mächtigen Kirche ohne eine Möglichkeit der Gegenwehr gegenüber.

Mit feinem Gespür schildert Holzamer die rheinhessische Dorfbevölkerung in ihrer Liebenswürdigkeit und mit ihren Bräuchen. Er zeigt aber auch deutlich die Schwachpunkte dieser Gesellschaft auf, die dörfliche Enge, die Grenzen der menschlichen Existenz und menschlichen Nöte. So schildert er z.B. die Volksjustiz der Dorfbevölkerung als Antwort auf ein nicht normgerechtes Verhalten (im Zusammenhang mit einer „Muß-Heirat" und Dorth's Heiratsplänen mit einem „Preußen"). Am Beispiel der unehelichen Herkunft Vetterleins läßt Holzamer den Leser die Not und den Druck der Gesellschaft erahnen, der zu dieser Zeit auf der Mutter eines unehelichen Kindes gelastet haben muß. In der damaligen Zeit gab es normalerweise keine gemeinsame Zukunft für eine arme Näherin und einen Studenten aus reichem, vornehmen Hause.

Der Schlußsatz des Romans faßt nochmal das eigentliche Dichtungsanliegen Holzamers zusammen: „Es ist aber doch ein großes Glück, gelitten zu haben, um frei zu sein von allem, was Leiden heißt". Hier bringt Holzamer wohl seine eigene, an Leiden reiche Lebenserfahrung ein. Er weist damit auf einen neuen, offenen Blick in die Zukunft nach einer durchstandenen Leidenszeit hin. So deutet Holzamer den Sinn für ertragenes Leid, das sich für den Menschen doch als segensreich erweisen kann, wenn er daran gereift ist.

Wertung von Holzamers Werk durch andere Personen

Dr. A. Schmitt würdigt die gegenständliche Schilderung einer Zeitepoche und ihre Veranschaulichung durch eine Reihe von Nebenhandlungen und Episoden. Er bescheinigt Holzamer, daß er den Impressionismus mit seiner eindruckhaften Schilderung überwunden habe und durch seine Menschenzeichnung zum Gestalterischen vorgedrungen sei. Holzamer habe mit seinem Roman die Enge einer wie immer verstandenen Heimatkunst durchbrochen und sei in die Sphäre des Gesamtmenschlichen vorgedrungen.

Günter Heinemann betont, daß Holzamer in „Vor Jahr und Tag" erstmals souverän ein Problem aufwirft und einer Lösung zuführt, ohne daß das Thema einen Bezug zu dem persönlichen Schiksal habe. Er habe das Aufeinandertreffen der industriellen Revolution auf die traditionellen agrarischen Strukturen in seiner Bedeutung erkannt. Holzamer habe mit seinem Werk mehr als „Heimatkunst" geschaffen und seine Bücher nicht zur reinen Selbstrechtfertigung mißbraucht. Am Beispiel seiner Heimat habe Holzamer die Zeichen der Zeit erkannt und aufgerollt.

Anton Maria Keim kritisiert die oft oberflächliche Bewertung und Zuordnung Holzamers zur naturalistischen „Heimatkunst". Der Dichter habe mit seinem Werk keine heile Welt vorgespiegelt, sondern Konflikte erkannt und geschildert, wie er sie in seiner Zeit und seinem Erlebnisbereich erlebt habe. Die Zeit habe heute aber auch andere Bewertungsmaßstäbe, als die Zeitgenossen Holzamers damals: der Vorwurf der Liberalität sei heute nur noch anzuerkennen, die heile Dorfwelt sei längst fragwürdig geworden, die nachkonziliare Kirche reagiere gelassener auf Holzamers „antiklerikale Töne" und kein Obrigkeitsstaat könne Holzamers freiheitsbegehrenden Helden noch etwas anhaben. Keim bezeichnet Holzamers Werke als entdeckungswert und fordert, ihn endlich als zeitkritischen Schriftsteller der Jahrhundertwende anzuerkennen.

Wilhelm Holzamer – ein Heimatdichter?

Holzamer als reinen „Heimatdichter" zu betrachten und seine Werke einer kleinkarierten „Heimatkunst" zuzuordnen, die sich gegen alle Arten von Neuerungen wendet, würde seinem Schaffen nicht gerecht werden. Holzamer tritt mit seinem Werke gerade gegen eine konservative, keine Neuerungen duldende Haltung ein und fordert eine Öffnung der menschlichen Existenz und einer kleinbürgerlichen Gesellschaft gegenüber positiven Neuerungen.

Der Vorwurf des „Heimatpoeten" im engen Sinn kann schon mit einem Hinweis auf Holzamers bewegtes, an Leid und Erfahrung reiches Leben entkräftet werden. Er lebte nur ca. 13 Jahre in der Heimat, die er immer wieder als Hintergrund für seine Werke auswählte. Ihm war das Leben im Dorf, in der Kleinstadt sowie in der Großstadt, im In- und Ausland bekannt.

Obwohl er schon sehr früh, erst 37-jährig, verstarb, hat Holzamer 24 selbständige Werke hinterlassen. Dies zeugt von seiner harten Arbeit an sich selbst und dem Drang zur künstlerischen Höchstleistung. Die vielen Essays und Zeitungsberichte

geben Zeugnis von einer intensiven Auseinandersetzung Holzamers mit dem Kulturleben seines Heimatlandes Deutschland sowie des Nachbarlandes Frankreich. Hätte Holzamer mit seinen Werken einer „Blut- und- Boden-Mystik" die Stange gehalten, wäre er sicher in der Zeit des Dritten Reiches wiederentdeckt worden.

Aus diesem Verständnis heraus kann ich Wilhelm Holzamer nur als einen Heimatdichter im weiten, positiven Sinn bezeichnen, der sich kritisch in seinem Werk mit seiner Zeit auseinandersetzt. Der Dichter ist auch für die heutige Generation noch lesenswert.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur:

1. Holzamer, Wilhelm: Vor Jahr und Tag, Stuttgart o. J.

Sekundärliteratur:

1. Heinemann, Günter: Wilhelm Holzamer – Persönlichkeit und Schaffen, Idstein im Taunus, Diss. Philosophische Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität zu Mainz/Rhein 1956.
2. Heinemann, Günter: Die Heimat als Lichtbild und Verpflichtung, in: Blätter der Carl-Zuckmeyer-Gesellschaft, hrsg. v. Carl-Zuckmeyer-Gesellschaft e. V., Mainz 1977
3. Keim, Anton Maria: Roman der Schicksale in der rheinhessischen Heimat, in: Mainzer Allgemeine Zeitung, 23./24.10.1976
4. Keim, Anton Maria: Eine realistische Sphinx, in: Mainzer Allgemeine Zeitung, 27./28.8.1977
5. Mann, Otto: Deutsche Literaturgeschichte, Gütersloh o. J.
6. Martin, Gerald: Ein zerklüftetes Schicksal, in: Blätter der Carl-Zuckmeyer-Gesellschaft, hrsg. v. Carl-Zuckmeyer-Gesellschaft e V. Mainz 1977
7. Urbanek, Walter: Deutsche Literaturgeschichte des 19. und 20. Jahrhundert, 1978, Bamberg 1969.

Für die Zusammenarbeit sowie der Bereitstellung von Material möchte ich mich bei Hans-Peter Plattner recht herzlich bedanken.

Familie und Alltag im 18. Jahrhundert
Dargestellt an Beispielen aus Nieder-Olm und Umgebung

von Elmar Rettinger

Familienbegriff

Im allgemeinen versteht man in unseren Tagen unter Familie die Wohn- und Lebensgemeinschaft der Eltern mit ihren Kindern. Kann man diesen personell eng gefaßten Familienbegriff auch auf die Vergangenheit übertragen? Stimmt die weitverbreitete Vorstellung, daß sich die bis ins 18. Jahrhundert vorherrschende, traditionelle Groß- oder Mehrgenerationenfamilie durch den Einfluß der Industrialisierung zu unserer heutigen modernen Kleinfamilie gewandelt habe? Diesen und weiteren Fragen soll anhand von Nieder-Olmer Quellen für das 18. und 19. Jahrhundert nachgegangen werden. Dabei bleibt der Blick nicht auf das rein Genealogische beschränkt, vielmehr sollen auch die Lebensbedingungen, mit welchen sich die Familie damals auseinanderzusetzen hatte, berücksichtigt werden. Allerdings ohne den Anspruch, eine Alltagsgeschichte auch nur annähernd schreiben zu können.

Der Mensch lebte früher in drei Lebenskreisen: Schutzherrschaft, Dorfgemeinschaft und Familie. Die unterste Einheit war allerdings nicht mit dem identisch, was wir heute unter Familie verstehen, sie umfaßte vielmehr die Lebensgemeinschaft des „ganzen Hauses“ [1],d.h. alle in einem Haus zusammenlebenden Personen. Der verwandtschaftliche Zusammenhang war von untergeordneter Bedeutung. In der Regel war nicht die Familie, sondern der Haushalt die Bemessungsgrundlage bei Steuererhebungen. In Einwohnerverzeichnissen als „Knechte“ oder „Mägde“ bezeichnete Personen können durchaus Verwandte sein, während „Kinder“ des Hausvaters nicht unbedingt leibliche Kinder sein müssen. Der genealogische Inhalt des Begriffs „Haus“ hat sich bis heute im traditonell orientierten Adel erhalten (z.B. „Haus Habsburg“). Die Familie war früher – z.B. im Sinne der Gesellschaftslehre des Franzosen Jean Bodin (1529/30–1596) – Spiegelbild der Gesellschaft im kleinen. Unser heutiger Ausdruck „Landesvater“ erinnert noch an diese Verknüpfung von gesellschaftlichem und privatem Bereich. Der Gemeinde- bzw. der Stadtrat oder auch der Pfarrer fühlten sich für das Privatleben der Stadt- oder Dorfbewohner zuständig. Das wird aus den Oppenheimer Stadtratsprotokollen des 18. Jahrhunderts deutlich, wenn der Stadtrat über den Lebenswandel der Einwohner Nachforschungen anstellte [2], oder wenn der Essenheimer Pfarrer bei der Geburt des ersten Kindes nachrechnete , ob es ehelich gezeugt wurde und dies auch im Kirchenbuch vermerkte [3]. Seit dem 18. Jahrhundert – auf dem Lande zum Teil erst seit dem 19./20. Jahrhundert – hat sich „Familie“ vor dem Hintergrund des Auseinanderstrebens von Wohnung und Arbeitsstätte als Gegenbild gegen das gesellschaftlich-öffentliche Leben entwickelt. Parallel dazu verlief die Geringerschätzung des häuslichen im Vergleich zum öffentlichen Bereich und damit das Auseinandertreten der Bedeutung der Arbeit der Frau und des Mannes [4].

Familienforschung

Mit Familienforschung beschäftigen sich Vertreter der verschiedensten Wissenschaftsrichtungen wie Soziologen, Ökonomen, Historiker usw. Insbesondere die jüngere historische Familienforschung hat traditionellen Vorstellungen über die vorindu-

strielle Familie widersprochen. Ansatzpunkt der „Cambridge Group" um Peter Laslett war die noch aus dem 19. Jahrhundert stammende These Frederic le Play's von der „vorindustriellen Großfamilie", die bis zu 18 Personen(!) pro Haushalt umfaßt habe[5]. Laslett wies auf der Basis von Zählungen in ca. 100 englischen Dörfern zwischen 1574 und 1821 nach, daß in 90% aller Haushalte lediglich 4-6 Personen lebten. Diese Zahlen finden sich auch in anderen Regionen. 1798 wurden linksrheinisch im Zusammenhang mit den sogenannten „Reunionsadressen" (Anschluß des besetzten Gebiets an das französische Territorium) sowohl Einwohner- als auch Haushaltszahlen aufgezeichnet[6]. In 12 ausgewählten Landgemeinden um Mainz lebten durchschnittlich 4,2 Personen in einem Haushalt, in Nieder-Olm waren es 4,8. 1795 waren es in Nieder-Olm ebenfalls 4,2 Personen[7].

Die besonders mit dem Namen Michael Mitterauer verbundene österreichische Familienforschung stellt die dynamische Struktur der Familien in den Vordergrund[8]. Familienzählungen zu einem bestimmten Zeitpunkt sind lediglich Momentaufnahmen. Die Existenz eines gewissen Prozentsatzes von Kernfamilien – d.h. Eltern und Kinder – läßt noch nicht den Schluß auf eine Kernfamilienstruktur zu. Die Auswertung der österreichischen "Libri status animarum" – das sind Seelenbücher, die in verschiedenen Pfarreien für aufeinanderfolgende Jahre überliefert sind – zeigt, daß die Kernfamilie auf dem Lande lediglich ein Durchgangsstadium des Familienzyklus war. Dreigenerationenfamilien waren in Gebieten mit Anerbenrecht, wo sich die Geschwister um den alleinigen Hoferben scharten, häufiger als in Regionen mit Realerbteilung, in welchen der Besitz gleichmäßig aufgeteilt wurde. 1795 gab es in Nieder-Olm nach den hohen Bevölkerungsverlusten der Gemeinde durch die Kriegsereignisse im Zusammenhang mit den Revolutionskriegen – 1792 wurde Mainz von den Franzosen erobert, 1793 wieder befreit und 1794/95 wiederum von französischen Truppen eingeschlossen – 127 Haushaltungen. Davon waren 12 Witwer- und 16 Witwenhaushalte, in nur 5 (3,8%) der Häuser lebte die Großmutter noch in der Familie, und waren somit 3 Generationen unter einem Dach vereint.

Erst die Veränderung der Erwerbsstruktur hin zu mehr Lohnarbeit, und damit die Trennung von Beruf und Familie wirkten auf die Zusammensetzung der Familie. D.h. mehr der Urbanisierung und weniger der Industrialisierung kommt in diesem Zusammenhang entscheidende Bedeutung zu. Von 1871 bis 1910 stieg der Anteil der Stadtbewohner von 36 auf 60% der Gesamtbevölkerung.

Mit der Bevölkerungsgeschichte der sogenannten „vorstatistischen" Zeit , d. h. der Zeit vor 1800, als es noch keine statistischen Landesämter gab, beschäftigt sich die historische Demographie[9]. Dieser Zweig der Geschichtswissenschaft hat seine Ursprünge schon im 18. Jahrhundert, geriet jedoch durch die rassenideologische Inanspruchnahme genealogischer Forschung im Dritten Reich in Verruf. Über Frankreich reimportiert entwickelten sich in Deutschland seit den 70er Jahren in verschiedenen Städten, so auch in Mainz, historisch-demographische Zentren.

Die besten Quellen für die vorindustrielle Bevölkerung sind die Kirchenbücher. Geburts- und Heiratsregister mußten von den Pfarrern seit der päpstlichen Bulle „Benedictus deus" (1564), Sterberegister seit dem „Rituale Romanum" (1614) geführt werden. Die Kirchenbücher setzten allgemein allerdings erst erheblich später ein.

Allein die rein vitalstatistische Auflistung der in den Registern enthaltenen Daten vermittelt Erkenntnisse über Bevölkerungswachstum, Bevölkerungsentwicklung in Krisenzeiten, saisonale Schwankungen von Geburten, Heiraten und Sterbefällen usw. Mit Hilfe der von den beiden Franzosen Michel Fleury und Louis Henry entwickelten „Familienrekonstitutionsmethode" lassen sich weitergehende Einsichten über die Familie und damit die Bevölkerungsstruktur des 18. und 19. Jahrhunderts gewinnen. Dies soll im folgenden Beispiel von Nieder-Olm versucht werden.

Ergebnisse historisch- demographischer Forschungen.

Der erste Eintrag im Nieder-Olmer Kirchenbuch stammt von 1650[10]. Die Angaben sind im 17. Jahrhundert besonders aufgrund der Kriegsereignisse (Dreißigjähriger Krieg, Pfälzischer Erbfolgekrieg), aber auch infolge von Seuchen, vor denen zumeist ein Teil der Dorfbevölkerung in abliegende Regionen floh, lückenhaft und unvollständig. Die Festungseigenschaft der Stadt Mainz, die immer wieder Kriegsvolk anlockte, bestimmte auch das Schicksal der ländlichen Umgebung.

Bei der Familienrekonstitution konnte auf das im Pfarrarchiv vorhandene Familienbuch zurückgegriffen werden, das aus Kirchenbüchern der umliegenden Gemeinden ergänzt und mit historisch-demographischen Methoden bearbeitet wurde. Nicht alle Familien konnten jedoch herangezogen werden. An auswertbare Familienblätter sind bestimmte Anforderungen zu stellen. Es müssen bekannt sein: Geburtsdaten von Ehemann,-frau und allen Kindern, Heiratsdatum, Todesdaten von Ehemann und -frau. Es mußte sich um eine Erstehe handeln, und die Frau sollte mindestens 45, besser 50 Jahre, alt geworden sein, also ihre gesamte fruchtbare Zeit erlebt haben. Diese Anforderungen reduzieren die Zahl der in historisch-demographischem Sinne „vollständigen" Familien erheblich. Für das 18. Jahrhundert ergaben sich 69, für das 19. Jahrhundert (1801–1840) 59 Familien. Dennoch sind auch auf dieser schmalen Basis zuverlässige Erkenntnisse über die Nieder-Olmer Familien zu gewinnen.

Tabelle 1 : Heiratsalter bei Erstehen in Nieder-Olm 17. – 19. Jahrhundert (Anzahl der Belege durch „nicht vollständige" Familien erweitert)

	Mann	Frau	Anzahl Belege
17. Jh.	22,8	22,1	15
18. Jh.	26,3	23,7	274
19. Jh.	27,0	25,8	171

Tabelle 1 macht deutlich, daß das durchschnittliche Heiratsalter von Mann und Frau vom 17. zum 19. Jahrhundert kontinuierlich anstieg. Das 19. Jahrhundert ist – besonders in der ersten Hälfte – von einem rapiden Bevölkerungsanstieg gekennzeichnet. Hatte die Nieder- Olmer Bevölkerung im 18. Jahrhundert geringe Zuwachsraten zu verzeichnen, so vermehrte sie sich von 606 Einwohnern im Jahre 1801 um über das Doppelte auf 1381 im Jahre 1846. Dieses Wachstum ist jedoch nicht auf eine Verringerung des Heiratsalters und – dadurch bedingt – größere Kinderzahl zurückzuführen. Die Zunahme des durchschnittlichen Heiratsalters zeigt vielmehr, daß es trotz

einer vergleichsweise höheren Zahl von Heiraten im 19. Jahrhundert schwieriger wurde, eine Familie zu gründen. Der Bevölkerungszuwachs und die zunehmende Zersplitterung des Grundbesitzes aufgrund der Realerbteilung verkleinerte die wirtschaftliche Grundlage, führte zu Verarmung oder zwang sogar zur Auswanderung. Heute spielt die materielle Basis als Voraussetzung für eine Eheschließung nicht mehr die entscheidende Rolle. Das durchschnittliche Heiratsalter in der Bundesrepublik betrug 1976/1980 beim Mann 25,8 und bei der Frau 23,0 Jahre[11]. Der eigentliche Unterschied zum 18. Jahrhundert liegt jedoch nicht in den leicht gesunkenen Durchschnittswerten, sondern in den Altersunterschieden zwischen den Ehepartnern. Anders als heute mit unseren berechenbaren Lebensabläufen bedrohten Kriege und Krankheiten besonders im 17. und 18. Jahrhundert das Leben der Menschen. In den ländlichen Klein- und Familienbetrieben war nach dem Tode eines Ehepartners die möglichst schnelle Ersetzung der Arbeitskraft eine für die Existenz des Hofes entscheidende Frage. Entsprechend kurz fielen deshalb die Wiederverheiratungsfristen aus (siehe Tabelle 2) . Die Heiratschancen waren für Witwer günstiger als für Witwen.

Tabelle 2 : Durchschnittliche Zeit bis zur Wiederverheiratung nach dem Tod des Ehepartners in Nieder-Olm 18. und 19. Jahrhundert (Monate)

	Mann	Frau
18. Jh.	8,5	12
19. Jh.	5	14

Größere Altersunterschiede zwischen den Ehepartnern waren im 18. und 19. Jahrhundert keine Seltenheit. Ehe war auf dem Lande eine vorwiegend auf wirtschaftlichen Überlegungen basierende Institution. Die Heiratswerbung wurde oft Heiratsagenten überlassen. So schreibt der eher in seiner Eigenschaft als Volksdichter bekannte Badenheimer Landwirt Isaak Maus (1748–1833) über einen an seine Tochter gerichteten Heiratsantrag: „Der Juliane wurde ein junger Euler aus Riddesheim hinter Kreuznach angetragen, den wir aber nicht kennen, auch nicht wissen, ob seine Taube keine Stoßvögel zu befürchten hat“[12]. Augenscheinlich war der Freier Wirt der Gaststätte „Zur Taube“.

Tabelle 3 : Familiengröße in Nieder-Olm im 18. und 19. Jahrhundert (%)

	Anzahl Familien	
Anzahl Geburten	18. Jahrhundert	19. Jahrhundert
1–3	4,4	6,8
1–5	21,7	25,5
6–9	52,2	52,5
10–12	24,6	15,3
13–	1,5	5,1

Tabelle 3 zeigt, daß in über 50% der Familien im 18. und 19. Jahrhundert zwischen 6 und 9 Kinder auf die Welt kamen. Eine Nieder- Olmerin gebar während ihres gesamten Lebens im 18. Jahrhundert im Durchschnitt 7,9 und im 19. Jahrhundert 7,1 Kinder. Natürlich handelt es sich hierbei um einen errechneten Wert und nicht um die tatsächliche Kinderzahl zu einem bestimmten Zeitpunkt. Man kann davon ausgehen, daß im Durchschnitt 3 bis 4 Kinder gleichzeitig in einem Haushalt lebten. 1795 waren es in Nieder-Olm genau 2,8, ein Wert, der angesichts der erhöhten Sterblichkeit in der Gemeinde anläßlich der Kriegsereignisse um Mainz in den Jahren 1792–1795 unter dem von „Normalzeiten" liegen dürfte.

Der großen Kinderzahl entspricht die Altersstruktur der damaligen Bevölkerung . Das Dorf war im 18. Jahrhundert von einem höheren Kinderanteil geprägt. Ca. 40% der Landbevölkerung waren unter 15 Jahre alt. Im 19. Jahrhundert, für das genauere Zahlen vorliegen, waren es bezogen auf das gesamte Großherzogtum Hessen immerhin noch ca. 35%[13], in der Bundesrepublik 1980 dagegen lediglich 17,8%.

Trotz dieser hohen Geburtenzahlen entsprechen heutige Vorstellungen vom „jährlichen Kind" im 18. Jahrhundert nicht der damaligen Wirklichkeit. Die Folgerung, daß man schon vor 200 Jahren Geburtenplanung betrieben habe, um den Kindersegen zu begrenzen, ist jedoch gleichfalls nicht zutreffend. Man darf in diesem Zusammenhang nicht die rein biologischen Möglichkeiten zugrundelegen. Die Abstände zwischen den einzelnen Geburten wurden durch eine ganze Reihe von Faktoren über die natürliche Zeitspanne von 9 Monaten hinaus verlängert. Auch die Arbeitsbelastung der Frau, die in den bäuerlichen Familienbetrieben sowohl für Haushalt als auch für Feldarbeit zuständig war, darf nicht vergessen werden. Die Anzahl der Fehlgeburten läßt sich nicht nachweisen. Vermutlich endete jede dritte Schwangerschaft vorzeitig. Geburtenabstände bis zu 31 Monaten werden allgemein noch als „normal" angesehen (siehe hierzu Tabelle 5). Die Zahl von 7 bis 8 Kindern im Verlauf eines Lebens bewegt sich knapp an der Grenze des Möglichen, wobei natürlich in Einzelfällen durchaus höhere Kinderzahlen vorkommen können.

Tabelle 4: Anzahl der Geburten pro Erstehe und Heiratsalter der Frau in Nieder-Olm 18. und 19. Jahrhundert

18. Jahrhundert:

Heiratsalter	15–19	20–24	25–29	30–34	35–39	40–	insg.
Geburtenzahl	9,0	8,4	7,3	5,8	3,0	–	7,9
Anzahl Fam.	8	37	17	6	1	–	69

19. Jahrhundert (1801–1840):

Heiratsalter	15–19	20–24	25–29	30–34	35–39	40–	insg.
Geburtenzahl	10,3	8,6	5,8	4,0	–	–	7,1
Anzahl Fam.	11	16	25	7	–	–	59

Mit zunehmendem Heiratsalter der Frau nahm die durchschnittliche Geburtenzahl ab, doch sind in den oberen Altersklassen verhältnismäßig viele Geburten zu verzeichnen (siehe Tabelle 4). Frauen, die mit 30–40 Jahren heirateten, bekamen immerhin noch ca. 6 Kinder. Eine Nieder-Olmerin wurde im 18. Jahrhundert im Alter von 41,3 Jahren zuletzt Mutter. Dagegen liegt das Durchschnittsalter der Frau bei der letzten Geburt heute bei unter 30 Jahren.

Tabelle 5: Innereheliche Fruchtbarkeit in Nieder-Olm 18. und 19. Jahrhundert

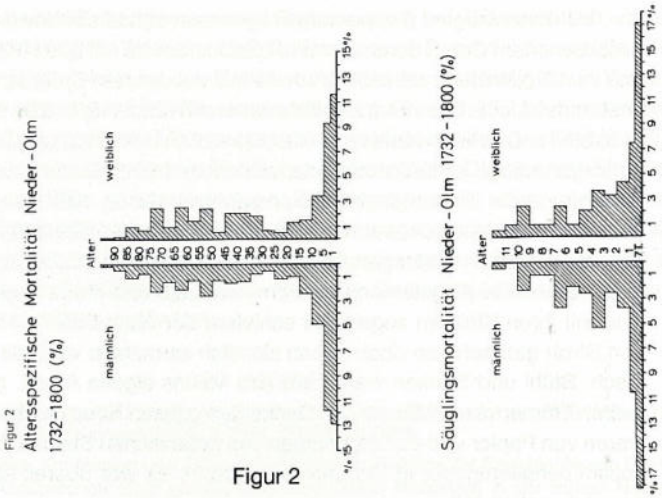
	18. Jahrhundert	19. Jahrhundert
Anzahl Ehen	69	59
Heiratsalter Frau	23,6	24,5
Heiratsalter Mann	26,7	27,4
Alter Frau bei letzter Geburt	41,3	40,0
Anzahl Geburten	7,9	7,1
Fruchtbarkeitsziffer	310,8	294,6
Geburtenabstände (Monate)		
Heirat bis 1. Geb.	13,8	13,3
1. – 2. Geb.	23,0	21,0
2. – 3. Geb.	26,4	25,2
3. – 4. Geb.	28,9	26,4
4. – 5. Geb.	26,8	29,1
5. – 6. Geb.	27,1	28,0
6. – 7. Geb.	28,5	25,8
7. – 8. Geb.	30,1	27,2
8. – 9. Geb.	32,0	27,5
9. – 10. Geb.	29,2	26,0
10. – 11. Geb.	32,6	32,3
11. – 12. Geb.	18,7	28,5

Eine der wichtigsten Fragen demographischer Forschungen ist die innereheliche Furchtbarkeit. Zunächst sei zum besseren Verständnis die international übliche Art der Berechnung von Fruchtbarkeitsziffern kurz erläutert. Man teilt die gesamte fruchtbare Zeit der Frau von 15 bis 50 Jahre in Fünf-Jahres-Abschnitte ein. Anschließend zählt man die Kinder, die alle Frauen in einem solchen Abschnitt bekommen haben, zusammen und teilt sie durch die Anzahl der Jahre, die die betreffenden Frauen in diesem Zeitraum verheiratet waren. Man erhält die durchschnittliche Zahl der Geburten pro Frau in diesem Zeitraum. Dieser Wert wird mit 1000 multipliziert, da Fruchtbarkeitsziffern üblicherweise auf 1000 Frauen berechnet werden. Die für Nieder- Olm für das 18. und 19. Jahrhundert errechneten Ziffern sind in Figur 1 graphisch wiedergegeben und zusätzlich mit den Werten für die Bundesrepublik 1980 verglichen.

„. . . als diese magere Suppe aufgetragen war, setzte sich klein und groß nach gesprochenem Gebet darum her und attackierten sie mit ihren hölzernen Löffeln, daß kein Tropfe mehr darin blieb . . . es (wurde) von den Spänen, so diese Leute anstatt des Lichts brannten, ziemlich warm und räucherig in dem ohnedas engen Stüblein . . . Das Weib hatte ihres Mannes wollen Hemd an, welches er im Winter zu tragen pflegt, er selbst ein paar zwilchener, überall mit Spättern besetzter Hosen, und die Kinder gingen alle so zerrissen daher, daß ich an den um sich habenden Lumpen nicht erkennen konnte, welches Mägdlein oder Büblein gewesen; mit welchen Kleidungen sie sich auch des Nachts bedeckten, denn ich sah in der Stube die jüngste noch in ihrem von Laub und Moos zugerichteten Nest also mit ihren Kleidern zugedeckt schlafen; der Alten Bett war scheinbarlicher von Stroh gemacht, so doch schon ziemlich zermahlen war; die Bettlade samt Tisch, Stühl und Bänken waren alle des Manns eigene Arbeit, so war er auch selbst Zimmermann, Maurer und Decker am ganzen Haus gewesen; die Fenster waren von Papier und der Stubenofen von gebackenen Steinen und Hohlziegeln zusammengestückelt; in Summa Summarum, es war überall sonst nichts als Armut zu sehen." [14])

Diese extrem armen Verhältnisse waren damals sicherlich nicht der Regelfall. Dennoch dürfte es, auch wenn die Bevölkerung in Weinbaugebieten wohlhabender gewesen war als in anderen Regionen, in Nieder-Olm im 18. Jahrhundert Dorfarme gegeben haben. In den 81 Gemeinden des kurpfälzischen Oberamts Alzey lebten 1791 durchschnittlich 3,0 % Dorfarme [15]. Straßenbettelei gehörte im 18. Jahrhundert zum Dorfalltag. Die Landgemeinden waren in einer Zeit, als die für den Haushalt und die landwirtschaftlichen Produktion notwendigen Gerätschaften noch im Dorf hergestellt wurden, vorwiegend bäuerlich-handwerklich geprägt. Ein Verzeichnis der Stimmberechtigten in der Gemeinde Nieder-Olm aus dem Jahre 1802 gibt Auskunft über die berufliche Zusammensetzung: Demnach waren 31,6 % der erwähnten Personen „Ackersleute", 30,8 % „Taglöhner" und 25,6 % Handwerker. Der Rest verteilte sich auf Verwaltung (4,3 %), Schul-, Kirchen- und Gesundheitspersonal (4,3 %), 3 Musikanten und 1 Eisenhändler [16]. Natürlich beeinflußte die Tatsache, daß Nieder-Olm als Sitz eines kurmainzischen Amtmanns in der Laurenziburg schon damals über zentralörtliche Funktionen verfügte, die berufliche Struktur des Ortes. Tagelöhner besaßen meist ein kleines Stück Land, waren jedoch darauf angewiesen, ihren Lebensunterhalt durch Lohnarbeit zu verdienen. Die Handwerker, die in der Regel nebenbei etwas Feld bewirtschafteten, hatten kaum mehr Vermögen als die Tagelöhner. Das geht zumindest aus einer Ebersheimer Musterungsliste von 1817 hervor [17]. Das Gesamtvermögen eines Handwerkers belief sich dort auf durchschnittlich 459, das eines Tagelöhners auf 337 und das eines „Ackermannes" auf 2221 Gulden.

Wie sah Nieder-Olm im 18. Jahrhundert aus? Der Plan des kurmainzischen Geometers Gottfried Mascopp aus dem Jahre 1577 gibt zuverlässig den damaligen Dorfgrunddriß wieder, der sich bedingt durch den Wehrcharakter der mit Wall und Graben umgebenen Gemeinde bis zur Franzosenzeit erhalten hat. Erst der Bau der Pariser Straße 1808–1811 hat das Dorfbild grundlegend verändert. Über einzelne Gebäude gibt die Karte allerdings – abgesehen von Kirche und Laurenziburg – nur unzurei-

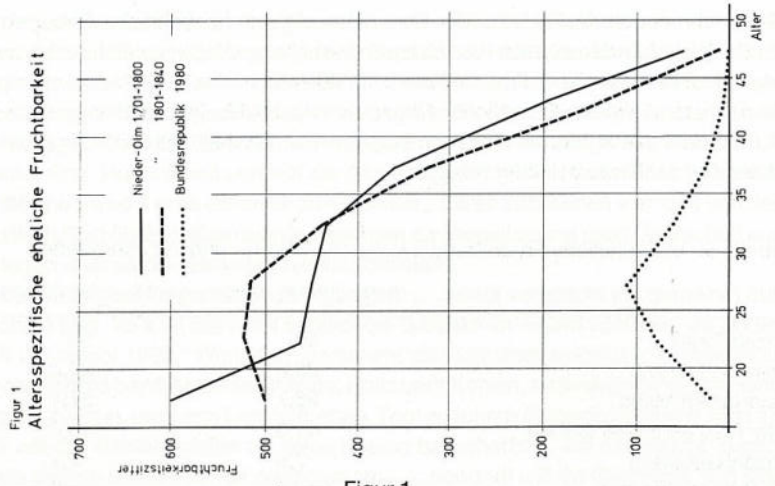


Figur 2

Die Kinder starben vor allem an den Pocken, gegen die es vor der Einführung der Pokkenschutzimpfung Ende des 18. Jahrhunderts kein Mittel gab. Aber auch andere, heute als „Kinderkrankheiten" bezeichnete Leiden findet man in den Kirchenbüchern als Todesursachen. Im allgemeinen ist es jedoch nicht möglich, eine Beschreibung des Gesundheitszusstandes der damaligen ländlichen Bevölkerung zu erstellen. Erstens sind die Angaben in den Kirchenbüchern zu selten. Es finden sich häufiger Hinweise auf die in unregelmäßigen Abständen grassierenden Epidemien wie Pest oder Ruhr als auf die alltäglichen, „normalen" Krankheiten, die über einen längeren Zeitraum betrachtet weit mehr Menschenleben forderten als die spektakulären Seuchen. Zweitens war die damalige Medizin nosologisch ausgerichtet, d.h. sie fragte entsprechend dem Stand des medizinischen Wissens nach den Symptomen einer Krankheit. So findet man oft die Notiz, daß der Betreffende an „hitzigem Fieber" gestorben sei. Die heutige Medizin ist dagegen ätiologisch, d.h. sie fragt nach den Ursachen einer Krankheit. Damalige Krankheitsbezeichnungen lassen sich somit nicht in heutige Benennungen übersetzen. Insgesamt gesehen waren die Lebensbedingungen auf dem Land etwas besser als in der Stadt. Dies zeigen unter anderem die vergleichsweise höheren Zuwachsraten der ländlichen Bevölkerung.

Alltagsleben

Wie sahen nun die allgemeinen Lebensbedingungen einer Familie im 18. Jahrhundert aus? Dies soll im folgenden anhand der drei Bereiche Ernährung, Kleidung und Wohnung kurz skizziert werden. Es gibt leider wenige Quellen für die materielle Kultur des dörflichen Alltags. Um ein ungefähres Bild von den Nieder-Olmer Verhältnissen zu erhalten, muß man die für andere Regionen vorliegenden Ergebnisse mit Vorbehalt auf den Ort übertragen. Hans Jacob Christoffel Grimmelshausen (1622–1676) schilderte in seiner Erzählung „Das wunderliche Vogel-Nest" den Alltag einer armen Familie im Dorf:



Figur 1

Die Kurve für das 18. Jahrhundert zeigt den nach außen gewölbten Verlauf, wie er für katholische Gebiete vor der Industrialisierung typisch ist. Die für das 19. unterscheidet sich wenig von der des 18. Jahrhunderts. In den unteren Altersgruppen haben die Frauen sogar mehr Kinder bekommen. Die Sterbeziffern blieben im 19. Jahrhundert konstant. Der Rückgang der Säuglingssterblichkeit setzt in Nieder-Olm wie auch in der Stadt Mainz erst in den 90er Jahren des Jahrhunderts ein. Der Bevölkerungsanstieg in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist somit vor allem auf eine größere Anzahl von Heiraten durch den Wegfall von Ehehindernissen nach dem Ende der kurmainzischen Herrschaft und der Eingliederung des linksrheinischen Gebietes in das französische Territorium zurückzuführen. In Nieder-Olm gingen im 19. Jahrhundert jährlich etwa doppelt so viele Paare eine Ehe ein wie im Jahrhundert zuvor. Hinzu kommt noch eine höhere Fruchtbarkeit der Frauen besonders in den Altersgruppen 20–24 und 25–29 Jahre. Vergleichsweise bescheiden nehmen sich dagegen die Fruchtbarkeitsziffern für das 20. Jahrhundert aus. Der Rückgang schritt seit dem Ende des 19. Jahrhunderts ausgehend von den oberen Altersgruppen nach unten voran. Ende der 50er Jahre des 20. Jahrhunderts setzte er in der Altersgruppe der 35–39jährigen ein und genau 1967 in der der 20–24jährigen. Seit 1976 steigt die Fruchtbarkeit der 25–29jährigen Frauen und seit 1980 auch die der 20–24jährigen wieder leicht an. Den hohen Kinderzahlen im 18. Jahrhundert entsprach jedoch kein gleichgroßes Bevölkerungswachstum. Vor der letzten verheerenden Pest im Mainzer Raum im Jahre 1666 hatte Nieder-Olm 102 Häuser, somit etwa 450 Einwohner. Diesen Bevölkerungsstand erreichte es erst wieder nach über 70 Jahren. 1738 zählte der Ort 455 Einwohner, 1798 waren 591. Ein Teil des Bevölkerungsüberschusses ging zum einen durch die Wanderungsbewegung verloren. Der Zuwachs der Städte rekrutierte sich damals vor allem aus der Zuwanderung vom Land. Zum anderen stand der Geburten- eine ähnlich hohe Sterbeziffer gegenüber. Figur 2 verdeutlicht den Anteil der Kinder an der Gesamtmortalität in Nieder-Olm 1732-1800. Im Schnitt erreichte nur jede zweite Person das heiratsfähige Alter.

chend Auskunft. Das 18. Jahrhundert läßt sich allgemein als eine Phase des Wiederaufbaus nach den Kriegszerstörungen des 17. Jahrhunderts charakterisieren. Der alte Bauzustand der aus dieser Zeit stammenden Häuser ist aufgrund der vielen Umbauten nicht mehr zu rekonstruieren. Einige Hinweise auf das Dorfbild Mainzer Landgemeinden finden sich in zeitgenössischen Schilderungen, z. B. bei Georg Friedrich Lucius, dem Sohn des damaligen lutherischen Pfarrers von Jugenheim. Lucius beschrieb die Kriegsereignisse in Jugenheim zur Zeit der Besetzung und Belagerung der Stadt Mainz durch die Franzosen 1792–1795[18]. Die Zustände in dem nassau-saarbrückischen Amtsort lassen sich durchaus verallgemeinern. Die Straßen innerhalb und außerhalb des Orts waren Ende des 18. Jahrhunderts noch nicht gepflastert. 1792 stapften die französischen Soldaten auf ihrem Zug zur Festung Mainz in Jugenheim durch knöcheltiefen Morast. Ernst Neeb (1767–1843), Professor der Philosophie und späterer Nieder-Saulheimer Landwirt, berichtet, daß um 1780 an der Nieder-Olmer Selzbrücke ein Kutscher mit Wagen und zwei Pferden im Schlamm versunken sei. Der Mann konnte gerettet werden, während die Pferde im Morast zugrundegingen[19].

Bei den Häusern gab es erhebliche soziale Unterschiede. Das Jugenheimer Pfarrhaus war massiv aus Stein gemauert und verfügte über mehrere Zimmer in Erd- und Obergeschoß. Im allgemeinen war das Erdgeschoß der Häuser wohlhabender Bauern in Stein ausgeführt, das Obergeschoß bestand aus Fachwerk. Das Bauholz mußte zum Teil aus dem 100 Stunden von Mainz entfernten Fichtelgebirge herangeschafft werden. Fuhr- und Floßlöhne, Zölle sowie die Zwischenhändler erhöhten die Preise. Eine Jugenheimer Hausinschrift hat damals wie heute Gültigkeit:

> „Das Bauen ist eine Lust, daß es so viel kost, hat Johann Heinrich Steinfurt nicht gewußt."[20]

Die Wohnhäuser waren meist unterkellert und mit Ziegeln gedeckt, die Fenster mit Scheiben und Läden verschlossen. Wohnhaus, Stallungen und Scheune umgaben bei größeren bäuerlichen Anwesen einen viereckigen Hofraum, der zur Straße hin durch ein Tor abgeschlossen war. Man bezeichnet diesen Typ allgemein als „Fränkisches Gehöft"[21]. Ein Jugenheimer Hof erwies sich 1795 aufgrund dieser Anlage als so wehrhaft, daß er sogar den Stürmen der plündernden Franzosen standhielt. Unsere Kenntnisse beschränken sich jedoch in der Regel auf die Häuser einer gehobenen bäuerlichen Schicht. Über die Wohnungen von Tagelöhnern ist kaum etwas bekannt. 1835 veranschlagte Wilhelm Hesse die Kosten für ein Tagelöhnerhaus auf 200–300, die für den Hof eines Großbauern auf 6000–7000 Gulden[22].

Hinweise auf die Wohnungseinrichtung geben die Inventare, die vor allem für kurpfälzische Gemeinden erhalten sind. Unter diesen Inventaren hat man sich genaue Verzeichnisse von Mobilien und Immobilien vorzustellen, die bei bestimmten Anlässen, z. B. bei Erbschaftsangelegenheiten, angefertigt wurden. Im Haushalt der Familie Lucius in Jugenheim waren wohl Schränke vorhanden, Hauptaufbewahrungsgegenstand in bäuerlichen Haushalten – dies zeigt die Auswertung von Inventaren im pfälzischen Haßloch im 17. und 18. Jahrhundert[23] – war jedoch die Kiste. Als Sitzgele-

genheit dienten meist Bänke. Tische waren in der Regel vorhanden. Ein eigenes Bett stand beileibe nicht jedem Familienmitglied zur Verfügung. Drei bis vier Kinder schliefen gemeinsam in einem, in eine Wandnische eingebauten Bett (Alkoven). In den Inventaren fällt der hohe Anteil von Wäsche und Bettzeug auf. Auch wenn es im Hause Lucius Federdecken gab, haben wohl als Unterlage meist Strohsäcke gedient, die mit einer Leinwandhülle umgeben waren. Wenige in den Inventaren verzeichnete Gegenstände betreffen die Bereiche Heizung, Beleuchtung, Reinigung und „Freizeit", sofern man diesen modernen Begriff überhaupt auf das 18. Jahrhundert übertragen kann. Heizung war im waldarmen Rheinhessen ein besonderes Problem. Nicht jeder konnte seinen Brennholzbedarf aus dem Gebiet um den Donnersberg decken. Die Stuben wurden hauptsächlich mit Kienspänen beleuchtet, Öl- und Kerzenbeleuchtung waren zu teuer. Die Räume waren vor allem im Winter kalt und verräuchert. Die Brandgefahr war groß. Der Feuerschutz stellte eine der wichtigsten Angelegenheiten der ländlichen Gemeinwesen dar. Reichtum dokumentierte sich durch den Besitz von Luxusgegenständen wie Tischwäsche, Zinn- oder sogar Silbergeschirr, Bettwäsche usw. Was als besonders wertvoll und schützenswert angesehen wurde, zeigt die Liste der Dinge, die man 1792 in Jugenheim vor den plündernden Franzosen zu verstecken suchte – allerdings ohne Erfolg, wie sich später herausstellen sollte. So enthielt eine im Haus Lucius versteckte Kiste „Getüch", Sonntagskleidung, Hemden und bares Geld. Die Alltagskleidung bestand aus einfachen und dauerhaften Materialien, besonders aus Leinen, und wurde selbst hergestellt. Insgesamt gesehen beschränkten sich Einrichtung und Kleidung auf das elementar Notwendige.

Georg Friedrich Lucius' Mutter kochte den im Hause einquartierten Franzosen Gemüsesuppe. Rindfleisch, das den „Gästen" nicht fett genug (!) war. Senf, Meerrettich, Wein und Brot werden erwähnt. Gänse und Hühner, die allerdings alle von den Franzosen konfisziert worden waren, Hasen und Feldhühner werden in normalen Zeiten als Festtagsbraten auf den Tisch gekommen sein. Im Stall standen Ochsen, Kühe, Schweine, seltener Pferde. Die Verpflegung während der Feldarbeit bestand aus Brot, Wein, Wurst und Käse. 1804 schreibt der oben erwähnte Isaak Maus über seinen – allerdings ausdrücklich als „Diät" bezeichneten – Tagesspeiseplan:

> „Sie (die Diät) besteht aus einer schönen Morgenruhe, zwei Schalen Kaffee (das war oft eine aus Rüben hergestellte „Brühe"), einem Kreuzerweck, Mittags Suppe u. d. g., frisches Brunnenwasser und dann um vier Uhr ein Schoppen Wein, Butterbrot oder weißen Käs, Abends Suppe und Salat und Schlaf".[24]

Die Alltagskost auf dem Lande war im 18. Jahrhundert karg und wenig abwechslungsreich. Man ernährte sich von den Früchten, die in der Gemarkung geerntet wurden. Breispeisen und Suppen bildeten die tägliche Hauptnahrung. Fleisch konnte man sich kaum leisten. Ca. 75 % des Kalorienbedarfs wurde aus Getreideprodukten gedeckt. Wilhelm Hesse beschreibt die Ernährungsgewohnheiten in Rheinhessen

Anfang des 19. Jahrhunderts: Im Sommer gab es morgens um 8 Uhr nach schon 5-stündiger Arbeit ein Stück Kornbrot mit Käse. Das Mittagessen bestand aus Kartoffeln bzw. anderen Gemüsen mit Schweinefleisch. Oft fiel das Fleisch weg, Wein gab es selten. Zum Abendessen gab es etwa um 19^{00} Uhr Suppe, weichen Käse und im Sommer häufig saure Milch. Nur bei schwerer Feldarbeit war der Speiseplan reichhaltiger. Die Kartoffel hat sich, obwohl sie schon seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts angebaut wurde, als Hauptnahrungsmittel erst im 19. Jahrhundert, als die Getreideproduktion angesichts der rapide gestiegenen Bevölkerungszahl nicht mehr ausreichte, durchsetzen können. An Hunger mußte jedoch in dem von Parzellenwirtschaft geprägten Rheinhessen im 18. und 19. Jahrhundert niemand mehr sterben. Der Niersteiner Bauer Adam Boost schrieb über das als „Hungerjahr" in die Geschichte eingegangene Jahr 1816: Auch der geringste Tagelöhner habe ein kleines Stück Feld als Eigentum, könne darauf Kartoffeln und Rüben pflanzen und gewinne die Möglichkeit, sich und die Seinen in Zeiten der Teuerung durchzubringen [25]. Je einfacher der Alltag, umso üppiger fielen dagegen Festessen z. B. anläßlich von Hochzeitsfeierlichkeiten aus. Die kurpfälzische Landesregierung sah sich 1577 veranlaßt, den allzu umfangreichen Hochzeitsfeiern durch eine Polizeiverordnung Grenzen zu setzen:

„1. Es dürfen höchstens vier Tische mit je zehn Personen bewirtet werden.
2. Es dürfen keine übermäßig wertvollen Brautgeschenke gegeben werden.
3. Die Gelage dürfen nicht über zwei Tage dauern.
4. Arme Brautleute dürfen nur ihre Blutsverwandten bewirten.
5. Es dürfen nur die Hochzeitsgäste in Sittsamkeit tanzen." [26])

Anlaß derartiger Verordnungen dürfte mehr die obrigkeitliche Sorge um die eigenen Einkünfte als das Wohl der Untertanen gewesen sein. Dem Alkohol wurde an Festtagen oft in überreichlichem Maße zugesprochen. In den Kirchenbüchern finden sich immer wieder Hinweise auf durch unmäßigen Alkoholkonsum verursachte Todesfälle. Das 18. Jahrhundert war im Gegensatz zu heute eine Zeit des Nahrungsmangels. Nicht der Genußwert der Nahrungsmittel, sondern ihr Nährwert standen im Vordergrund. Die Einkünfte einer Familie reichten nach Abzug der Betriebskosten, der Pachtabgaben usw. gerade aus, um die elementaren Bedürfnisse zu decken. Überschüsse konnten in der Regel nicht erwirtschaftet werden.

Zusammenfassung und Vergleich

Das anhand von Nieder-Olmer Quellen gezeichnete Bild ist typisch für ländliche, katholische Gemeinden des Mainzer Umlands und darüber hinaus. Unter Familie verstand man früher die Wohngemeinschaft des ganzen Hauses. Erst mit zunehmender Lohnarbeit und damit verbundener Trennung von Haushalt und Beruf im 20. Jahrhundert vollzieht sich der begriffliche Wandel zur Familie als „privater Bereich" und Gegenpol zur Berufswelt. Hohe Geburten- und Sterbeziffern prägen die demographische Struktur der Familie im 18. Jahrhundert. Geburtenplanung gab es in den katholischen Gemeinden nicht. Erst Ende des 19. Jahrhunderts sinkt die Mortalität bei den Säuglingen [27]. Die Lebensbedingungen, mit welchen die Familie im 18. Jahrhundert

zurechtzukommen hatte, waren alles anders als angenehm. Die Sorge um das tägliche Brot bestimmte den Alltag der Menschen. Krankheiten und Tod bedrohten ständig ihre Existenz. Das Bild vom im Kreise der Familie friedlich dahinscheidenden Familienvater ist eine romantische Vorstellung des 20. Jahrhunderts. Der Tod ereilte die Menschen rasch, man starb auf dem Feld, auf der Straße oder wurde morgens tot im Bett aufgefunden. In den Sterberegistern findet man häufig den Eintrag „apoplexia tactus" (d. h. „vom Schlag getroffen"), bei dem es sich weniger um eine Todesursache als um eine Entschuldigungsformel des Pfarrers handelt, daß er zu spät gekommen war, um die letzte Ölung zu spenden. Eine personengebundene Zukunftsplanung war nicht möglich. Dennoch besteht aus heutiger Sicht keine Veranlassung, mit Geringschätzung auf die damaligen Verhältnisse herabzublicken. Familien waren im 18. Jahrhundert selbständige, in sich geschlossenen Welten, die sich an die äußeren Umstände gut angepaßt hatten. Man lebte weitaus stärker als heute im Einklang mit der Natur. Ein tief in den Menschen verwurzeltes religiöses Bewußtsein, das nicht immer mit der offiziellen kirchlichen Lehre übereinstimmen mußte, half bei der Bewältigung von Alltagsproblemen. Es wäre verfehlt, angesichts der Tatsache, daß Mütter den Tod ihrer Kinder augenscheinlich gleichgültig unter dem Motto

„Gott hat's gegeben, Gott hat's genommen"

hinnahmen, auf mangelnde Elternliebe zu schließen. Das Heil des Kindes, besser gesagt, das Seelenheil, nämlich die Taufe, lag den Eltern sehr wohl am Herzen. Lediglich die leibliche Existenz stellte man Gott anheim.

Im Mittelpunkt der Zukunftsplanung stand nicht eine Einzelperson, sondern die Familientradition, der Hof. Es sollte gewährleistet sein, daß ein Familienmitglied – möglichst noch mit dem gleichen (Leit-)Namen wie das Familienoberhaupt – den Hof weiterführte. Das irdische Dasein wurde als Durchgangsstadium zum ewigen Leben empfunden. Betrug die durchschnittliche Lebenserwartung 1750 ca. 32,5 und 1850 ca. 35 Jahre und ist somit wesentlich geringer als heute (73 Jahre), so war damals die Lebens**perspektive** weiter als heute, wo für viele das Leben mit der irdischen Existenz endet[28]. Zudem weiß man in unseren Tagen oft mit der hinzugewonnenen Lebensspanne nichts anzufangen, zumal die Integration der älteren Menschen als vollwertige Mitglieder unserer die Jugend verherrlichenden Gesellschaft noch zu wünschen übrig läßt.

Neue Krankheiten haben die Infektionskrankheiten des 18. und 19. Jahrhunderts als Todesursachen abgelöst. Heute sterben die Menschen – zumindest in den Industrienationen – nicht, weil sie zu wenig, sondern weil sie zu viel zu essen haben. 1985 waren in der Bundesrepublik in über 50 % aller Todesfälle Herz-Kreislauf-Erkrankungen, die in hohem Maße mit falscher Ernährung zusammenhängen, die Ursache. Das heißt natürlich nicht, daß diese Risikofaktoren im 18. Jahrhundert nicht vorhanden waren, man hatte lediglich keine „Gelegenheit" an Herz-Kreislauf-Erkrankungen oder auch Krebs zu sterben, da man schon vorher den Infektionskrankheiten zum Opfer fiel.

Es wäre falsch, das Rad der Geschichte zurückdrehen zu wollen. Patentrezepte zur Lösung gegenwärtiger Probleme bietet die Geschichte nicht. Die Kenntnis der Vergangenheit trägt jedoch zum Verständnis aktueller, gesellschaftlicher Fragen und

damit zu ihrer unserer Zeit angemessenen Beantwortung bei. Offensichtlich war, so banal dies klingen mag, die Tatsache, daß die Familie auch Reproduktionsstätte, d. h. für die zahlenmäßige Erhaltung des Bevölkerungsstandes zuständig ist, in Vergessenheit geraten. Der starke Bevölkerungsanstieg im 19. und 20. Jahrhundert war lediglich eine demographische Übergangsphase, die vielleicht dazu verführt hat, dieses Phänomen als etwas Selbstverständliches zu beurteilen. Die normale Situation sind jedoch historisch gesehen geringe Zuwachsraten bei etwa gleichhohen Geburts- und Sterbeziffern. Heute ist die Bevölkerungsentwicklung in eine völlig neue Phase eingetreten. Seit 1980 sterben in der Bundesrepublik mehr Menschen als geboren werden, die Bevölkerungszahl ist rückläufig. Dies sollte Anlaß sein, die Familie noch stärker als bisher zu fördern.

Anmerkungen:

1) Otto Brunner, Das „ganze Haus" und die alteuropäische „Ökonomie", in: Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte, 2. Aufl., Göttingen 1968.
2) Peter Zschunke, Konfession und Alltag in Oppenheim. Beiträge zur Geschichte von Bevölkerung und Gesellschaft einer gemischtkonfessionellen Kleinstadt in der frühen Neuzeit (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Gechichte, Abt. für Abendländische Religionsgeschichte, Bd. 115), Wiesbaden 1984, Anhang.
3) Pfarrarchiv Essenheim, Kirchenbücher.
4) Allgemein zu diesem Problemkreis: Michael Mitterauer, Grundtypen alteuropäischer Sozialformen. Haus und Gemeinde in vorindustriellen Gesellschaften (Kultur und Gesellschaft, Bd. 5), Stuttgart-Bad Cannstadt 1979.
5) Peter Laslett / R. Wall, Household and family in past time, Cambridge 1972.
6) Joseph Hansen (Hrsg.), Quellen zur Geschichte des Rheinlandes im Zeitalter der Französischen Revolution, 1780 – 1801, 4 Bde. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, Bd. 42), Bonn 1931 – 1938, hier Bd. 4, S. 797f.
7) Stadtarchiv Mainz 28/1 „Niederolmer Tabele und Nahmentliches Verzeichnis aus wieviel Seelen die gemeind Niederohlm bestehet".
8) Wie Anm. 4. – Vgl. auch Michael Mitterauer / Reinhard Sieder (Hrsg.) Historische Familienforschung, Frankfurt/M. 1982.
9) Arthur E. Imhof, Einführung in die historische Demographie, München 1977. – Weitere Literatur bei Walter G. Rödel, Literaturbericht zur Bevölkerungsgeschichte, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 110, 1983, S. 301 – 324.
10) Pfarrarchiv Nieder-Olm, Kirchenbücher Bd. 1.
11) Die Zahlen stammen ebenso wie bei den folgenden Vergleichen aus Peter Marschalck, Bevölkerungsgeschichte Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert (edition suhrkamp NF., Bd. 244), Frankfurt/M. 1984.
12) Heinrich Bechtolsheimer u.a., Beiträge zur rheinischen Geschichte. Festschrift der Provinz Rheinhessen zur Hundertjahrfeier 1816 – 1916, Mainz 1916, S. 83f.
13) Antje Kraus (Bearb.), Quellen zur Bevölkerungsstatistik Deutschlands 1815 – 1875 (Forschungen zur deutschen Sozialgeschichte, Bd. 2/I), Boppard 1980, S. 56 – 62 Zahlen für das Großherzogtum Hessen.
14) H. J. C. Grimmelshausen, Simplicianische Schriften, hrsg. von Alfred Kelletat, Darmstadt 1958, S. 303 – 305.
15) Karl Horst Hoferichter, Das Oberamt Alzey im letzten Jahrhundert seines Bestehens in der kurpfälzischen Landesstatistik, in: Alzeyer Geschichtsblätter H. 11/12, 1976, Faksimileabdruck der Bevölkerungsliste 1791 im Anhang.
16) Archiv der Verbandsgemeinde Nieder-Olm, Abt. II.
17) Stadtarchiv Mainz VOA 11, 47.

18) Georg Friedrich Lucius, Drangsale des Dorfes Jugenheim bei Mainz im ersten Revolutionskriege, bearb. von Eduard Anthes (Hessische Volksbücher, Bd. 8), Darmstadt 1910.

19) Bechtolsheimer (wie Anm. 12) S. 106.

20) 1200 Jahre Jugenheim, Rheinhessen 767 – 1967, Jugenheim 1967, S. 55.

21) Jüngste Zusammenfassung des Forschungsstandes bei Hildegard Frieß-Reimann, Bauen in rheinhessischen Dörfern. Erscheint voraussichtlich 1987 in dem Sammelband „Genese und Entwicklung des Dorfes im heutigen Rheinhessen", hrsg. von Alois Gerlich (Geschichtliche Landeskunde, Bd. 30).

22) Wilhelm Hesse, Rheinhessen in seiner Entwicklung von 1798 bis Ende 1834, Mainz 1935.

23) Margit Stein, Frühneuzeitliche Inventare als kulturgeschichtliche Quelle, ungedr. Staatsexamensarbeit Mainz 1981.

24) Bechtolsheimer (wie Anm. 12) S. 84.

25) Bechtolsheimer (wie Anm. 12) S. 68.

26) 1200 Jahre Nieder-Saulheim, Nieder-Saulheim 1963, S. 43.

27) Weitere historisch-demographische Ergebnisse für Nieder-Olm und Umgebung in Elmar Rettinger, Die Bevölkerungsentwicklung im Spiegel der Kirchenbücher, in: Nieder-Olm. Der Raum der Verbandsgemeinde in Geschichte und Gegenwart, hrsg. von Karl-Heinz Spieß, Nieder-Olm 1983, S. 307 – 328. Ders., Aspekte der Bevölkerungsentwicklung rheinhessischer Dörfer (17. – 19. Jahrhundert). Erscheint 1987 (wie Anm. 21).

28) Arthur E. Imhof, Die verlorenen Welten. Alltagsbewältigung durch unsere Vorfahren – und weshalb wir uns heute so schwer damit tun, München 1984.

Ungewöhnlicher Glockenguß in Nieder-Olm 1698

von Peter Weisrock

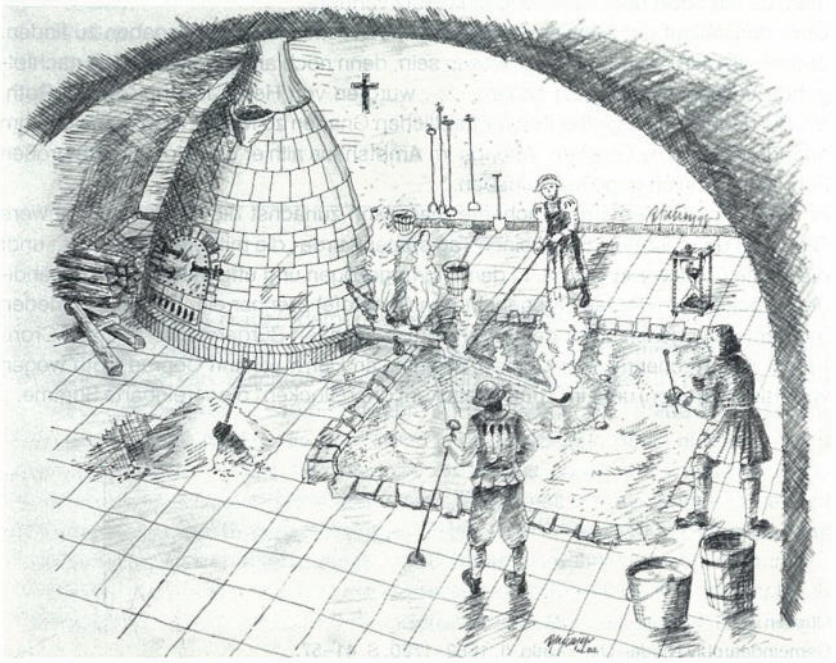
Das Geläute von Kirchenglocken läßt sich auch heute in unserer lauten und schnellbigen Welt nicht aus dem christlichen Bewußtsein verdrängen. Freude, Glück aber auch Schmerz und Trauer finden Ausdruck in dem von Erz erzeugten Klang. In früheren Jahren kam der Anschaffung oder der Zerstörung eines Geläutes große Bedeutung zu, und über die etwas ungewöhnlichen Ereignisse, um die Anschaffung von drei Glocken im Jahr 1698, berichten bisher unbekannte Aufzeichnungen aus dem Nieder-Olmer Gemeindearchiv.

Über die Notwendigkeit, ein neues Geläute für den Turm der St. Georgskirche anzuschaffen, ist zwar wenig bekannt, aber als wahrscheinliche Ursache darf die zeitweilige Anwesenheit französischer Truppen angesehen werden, die im Zuge des dritten Eroberungskrieges Ludwig XIV., in den Jahren von 1688 bis 1697, unseren Landschaftsraum heimsuchten. Aus dieser Zeit sind mehrfache Plünderungen und Zerstörungen in der Gemeinde Nieder-Olm belegt.

Zunächst verlief alles wie gewünscht, als sich der Glockengießermeister Christian Thomas aus Miltenberg mit acht Gehilfen an das Werk machte, die Glockenformen anzufertigen. Jedoch staunte das Nieder-Olmer „gericht undt die gemeinen Vorgänger" nicht schlecht über das „meisterliche" Werk, das unter der abgeschlagenen Formenmasse zum Vorschein kam – es war ein Fehlguß. Begreiflicherweise nahmen die Gemeindeväter gegenüber der Kurfürstlichen Landesregierung eine ablehnende Haltung ein, die eine Wiederholung des Glockengusses durch den Meister Thomas verlangte. Noch einmal wollte man nicht die Gemeindekasse mit einem mißratenen Guß belasten, zumal sich die Nieder-Olmer, schon von Beginn an, den erfahrenen Glok-

kengießermeister Conrad Roth aus Forchheim wünschten. Der Protest mußte sehr energisch gewesen sein, denn die Aufzeichnungen vermerken „vielle Gänge des Schultheißen, gerichts undt gemeine Vorgänger dieses mans wegen, weil er das Glockengießen nicht verstündte und das zweyte mal davon blieben möghe". Die Mainzer Landesregierung setzte sich jedoch durch und „alß die gemeynd denselben (Christian Thomas) daß zweyte mahl nicht wiederumb gießen lassen wollte, hat derselben Guß noch die Obrigkeit mit Gewalt erzwungen undt die gemeyndt mit 6 Soldaten zu frohnen (Arbeitsdienst) zwingen laßen". Dem Amtsvogten Hans Jörg Raimer blieb keine andere Wahl die Anordnungen weiterzugeben, und dem temperamentvollen Bürgermeister Mathes Cronberger, der üblicherweise die Fronarbeiten in der Gemeinde organisierte, mit dem Hinweis zu verwarnen, ihm bei Widerstand einer „ohnnachgiebigen straf" zu unterziehen.

Meister Christian Thomas sollte nicht vom Glück gesegnet sein, denn auch der zweite Guß schlug fehl. Die Empörung der Nieder-Olmer war dementsprechend groß, daß der Pechvogel es vorzog sich in der Nacht aus dem Staube zu machen: „undt alß ihme der guß deß zweyten mahl mißlungen, ist er auf deme weg nach Miltenberg gegangen". Sein Weg führte ihn aber zunächst nach Mainz, wo er von dem Fehlguß „daß er Christian Thomas in die Erd lauffen und verderben lassen gehabt, gantze 44 Pfundt Metal mitführte umb solches in Mainz in der Judengaaß an ainen Judten umb 9 Dahler zu versätzen". Ungeschoren kam der glücklose Thomas nicht davon, denn in Miltenberg wurde er aufgegriffen und man zwang ihn zu einem Vergleich mit der Gemeinde Nieder-Olm.



Das Argument des zweiten Fehlgusses konnte endlich die Beamten der kurmainzischen Administration überzeugen, am 4. September 1698 „den kurfürstlichen Glokkengießer Meister Johan Conrad von Forchheimb" mit dem nun dritten Glockenguß zu beauftragen. Der abgeschlossene Vertrag war für beide Vertragsparteien ausreichend abgesichert und es heißt darin: „Erstlich soll undt will die gemeyndt lieffern 25 Centner Ertz. Hierauß soll und will der Glockengießer gießen drey Glocken, eine ad 12, die andere ad 7 undt die dritte ad 4 Centner„. Da es abzusehen war, daß von dem Metall ein Rest übrig bleiben werde, kam man zur Vereinbarung „den Überschuß auszuwiegen undt an die Gemeindt zurück schikken".

Die Bezahlung war folgendermaßen geregelt: „. . . undt verspricht die gemeindt ausgißlohn 4 Dhlr. 45 x er, die helfft sobaldt die Glocken im Thurm hencken, die andere helfft uff Jacobi 1699." Weiterhin „verspricht die Gemeindt zu solchem Glockenguß zu schaffen die benöthigte Backsteine, Holtz undt Kohlen, auch die benöthigte Handlangung zu thun, undt den Lamen (Letten, Ton) zu fuhren (fahren); Übrigens alles soll undt will der Glockengießer uff seine Kosten beyschaffen." Als besondere Zugabe wurde seitens der Gemeinde versprochen: „. . . soll undt will die Gemeindt, von jeder Glocke 1 fl. zum Trinkgelt für den Gesellen geben." Der Vertrag ist unterzeichnet von Joes Adamus Frankenberg „hiesiger Pastor", Oberschultheiß Emanuel Raimer, Unterschultheiß Peter Müller, den Gerichtspersonen Andreas Deischel , Johann Adam Rögner, Hanß Georg Gaar, Oswald Sody, Sewatz Schwartz, Hanß Adam Barbara (später Barber) undt dem Glockengießer Johann Conrad Roth. Dieser ließ nicht lange auf sich warten und begann sofort mit den Arbeiten. Der Guß der Glocken, so hatte man bestimmt, wurde im Fuhrstall des Schlosses (Lauzenziburg) vorgenommen, da man dort über ausreichenden Platz verfügte.

Über den Ablauf des Gusses selbst sind in den Akten keinerlei Angaben zu finden. Jedenfalls muß er erfolgreich gewesen sein, denn noch am gleichen Tag ist nachfolgende Vollzugsmeldung zu finden: „. . . wurdten von Herrn Johann Conrad Roth, Stück- undt Glockengießer Ihro kurfürstlichen Gnaden zu Maintz – ob gemeldte Ihm angedungene drey Glocken, Abends im Ambtshaus allhier gemeldt, in dem großen Fuhrstall glücklich gegoßen zu haben."

Am 29. und 30. September schaffte man dann zunächst die 12 Zentner schwere Glocke in den Kirchturm, und einen Tag später wurde „die mittlere von 7 Cent., undt die kleine Glocke von 4 Cent. in den Thurm gezogen und uffgeheckt". Als zuständigen Glöckner setzte das Ortsgericht den Christofel Stenner ein. Überaus zufrieden mit dem gelungenen Werk des Forchheimers, zahlten Bürgermeister Mathes Cronberger und Kirchenmeister Conrad Wagner „an Herrn Johann Conrad Roth wegen verfertlich (fertigen) undt im Thurm henckent drey Glocken" die vereinbarte Summe.

Quellen:

Gemeindearchiv Nieder-Olm: Abtlg. II, 1682–1720, S. 41–57.

St. Georg zu Nieder-Olm – ein baugeschichtlicher Abriß

von Hans-Peter Plattner

Neben dem klassizistischen alten Rathaus und dem modernen Verwaltungsgebäude der Verbandsgemeinde Nieder-Olm, prägt die katholische Pfarrkirche den Ortsmittelpunkt. Renovierungsarbeiten an St. Georg sind beendet und Grabungsarbeiten haben neue Erkenntnisse erschlossen; dies gibt uns Anlaß, einen Rückblick auf ihre bau- und kunstgeschichtliche Entwicklung zu halten. In ihrer Bausubstanz weist die katholische Kirche drei Baustile auf: den romanischen im Turm bis zum vierten Obergeschoß, den gotischen im Choranbau und den barocken im Kirchenschiff.

Romanik

Als ältestes sakrales Gebäude ist im 7. Jahrhundert eine in Fachwerk aufgeführte Eigenkirche mit Friedhof zu betrachten, die zu einem herrschaftlichen Gutshof gehörte. Der Schutzpatron dürfte auch damals schon der heilige Georg gewesen sein, da es den fränkischen Adligen gefiel, ihre Kirchen den streitbaren Heiligen wie Georg oder Martin zu weihen. An dieser Stelle wurde um 1100 eine steinerne romanische Kirche gebaut.

Die wohl einschiffige Halle war in Ost-West-Richtung orientiert und an ihrer Ostseite stand der fünfgeschossige Turm, an den sich wiederum an der Ostseite eine Apsis anschloß, ein halbkreisförmiges Chorhaupt, in der der Altar stand und die 1984 durch Grabung belegt wurde. Der Turm ist durch Lisenen vertikal und durch Rundbogenfriese horizontal gegliedert. Von den Schlitzfenstern im Untergeschoß und im ersten Obergeschoß ist das untere an der Südseite mit Kerbschnittornamenten verziert. Die drei oberen Geschosse waren jeweils an allen vier Seiten mit gekuppelten Doppelfenstern versehen, von denen in späterer Zeit (barocker Neubau des Kirchenschiffes?) die des zweiten und dritten Obergeschosses so kunstgerecht zugemauert, daß sie nur noch im Innern zu sehen sind.

Das mit einem Kreuzgratgewölbe überspannte Turmuntergeschoß kann als Presbyterium angesehen werden – als Priesterraum mit jeweils zwei Sitznischen in der Nord- und Südwand vor der sich im Osten anschließenden Apsis, in der der Altar stand. Apsis und überwölbtes Untergeschoß bildeten gemeinsam den Altarraum, wo der Priester das Gebet leitete, das Wort Gottes verkündete und die Eucharistiefeier vollzog. Getreppte Chorbögen verbanden das Kirchenschiff mit dem Chorraum und den Chorraum mit der Apsis. Kirchen mit diesen Altarraumtürmen, die auch Chortürme genannt werden, sind im rheinhessischen Raum weit verbreitet; wir finden sie in Dexheim, in Nierstein, Jugenheim, Wörrstadt und Wonsheim. Sie sind meist ohne Apsis, die eine Ausnahme darstellt. Als Baumaterialen kommen Sandsteine und Bruchsteine in Frage: der Sandstein war geschlemmt und das Bruchsteinmauerwerk in der Regel verputzt.

Gotik

Um 1400 wurde die Apsis abgerissen und der Altarraum durch einen gotischen Chor mit 5/8-Schluß erweitert. Das Kreuzrippengewölbe des Chores krönen zwei Schluß-

steine mit Blattornamentik. An der Außenseite sind fünf Strebepfeiler angesetzt, die den Schub des Rippengewölbes aufnehmen. Bei den Grabungen im Jahre 1984 wurde im Innern dieses Chores das Fundament eines Altares mit einem davorliegenden Grab gefunden.

Eine gotische Tür mit Spitzbogen wurde in die Nordseite des Turmes gebrochen und so wurde eine der dortigen Sitznischen zerstört. Ebenfalls von Norden führte eine weitere Tür in den gotischen Chor, so daß dort Anbauten aus Holz zu vermuten sind, die als Sakristei dienten. Diese Annahme erklärt auch den folgenden Sachverhalt: an der Nordseite des Chors fehlen zwei Spitzbogenfenster und der Strebepfeiler zwischen erstem und zweitem Joch.

Der Stadtplan von Mathes Maskopp aus dem Jahre 1577 zeigt die Kirche in diesem Bauzustand, der durch die verzerrend darstellende Vogelperspektive nur undeutlich zu erkennen ist. Der ummauerte Friedhof bildete mit der Kirche eine Zitadelle, die mit der St. Laurentziburg zusammen als letzte Zufluchtstätte in kriegerischen Zeiten dienen konnte. Auf dem Plan ist auch in der nordöstlichen Ecke des Friedhofs ein „Kerner" eingetragen – das Gebeinhaus.

Einige Grabsteine der Priester, der adligen Burgmänner und ihrer Ehefrauen wurden beim Bau das barocken Kirchenschiffs 1776–1779 in die Friedhofsmauer eingelassen oder an den Neubau gestellt. Heute sind die Inschriften auf den verwitternden Sandsteingrabmälern fast alle verwischt. Die dem Finthener Schutzmantelbildnis sowie der Eltviller und der Rauenthaler Muttergottesfiguren ähnelnde Madonna schuf um 1500 der „Eltviller Meister". Aus der gleichen Zeit stammt auch die Darstellung der Engel auf dem Chorbogen zum Turmuntergeschoß, die das Wappen des Mainzer Erzbischofs Berthold von Henneberg († 1504) tragen.

Den Visitationsberichten des seit 1600 bestehenden Olmer Landkapitels aus den Jahren 1696 und 1701 ist zu entnehmen, daß die Kirche sich am Anfang des 18. Jahrhunderts in einem sehr schlechten Bauzustand befand: Dach und Fenster werden als erneuerungsbedürftig bezeichnet. Das Spruchband über dem Chorbogen deutet auf eine Behebung der Schäden um 1750 hin.

Barock

1776 entschloß sich Pfarrer Johann Peter Jacobi, das alte, immer anfälliger werdende Kirchenschiff abzureißen und ein neues zu errichten. Romanischer Turm und gotischer Chor blieben stehen. Bis 1779 entstand die nord-südlich ausgerichtete, barocke Hallenkirche mit der eindrucksvollen Giebelfassade, die als Schauseite zum Ortsmittelpunkt gestaltet ist. Pilaster, das sind flache Wandpfeiler, gliedern die Fassade in drei Achsen. Die breite Mittelachse weist das Hauptportal mit einem darüberliegenden Fenster auf. Ein Gesims trennt die untere Fassade vom Giebel, der von Feuervasen auf den Eckpilastern und geschwungenen Bögen eingerahmt und durch einen dreieckigen Giebelaufsatz mit einem Kreuz abgeschlossen wird. In der Mittelachse des Giebels steht in einer Nische die von Nikolaus Binterim geschaffene Figur des Patronatsheiligen der Pfarrkirche: St. Georg – den Drachen tötend. Je drei Fenster in den beiden Längsseiten und vier in den Wänden des dreiseitig geschlossenen Chores dienen zur Beleuchtung des hohen und langgestreckten Saales.

Die Rekonstruktionszeichnung der St. Georgskirche zu Nieder-Olm zeichnete der Architekt A. Theuerjahr nach Vorlagen von H.-P. Plattner. Die Dachformen des Turmes und das Aussehen des romanischen Kirchenschiffes sind nicht belegt, orientieren sich aber an den mittelalterlichen Kirchenbauten Rheinhessens. Die Abbildungen zeigen also die katholische Pfarrkirche so in ihren einzelnen Entwicklungsstufern, wie sie jeweils ausgesehen haben kann.

Der gotische Chor wurde durch eine Mauer mit der Tür vom romanischen Turmuntergeschoß abgetrennt und diente von nun an als Sakristei. Eine Tür wurde in die Südseite des Turmes gebrochen, die auch heute noch benutzt wird.

Im Chor stand der Hochaltar unter dem von vier Säulen mit korinthischen Kapitellen und geschwungenen Voluten gekrönten Baldachin. An der Ostseite des Schiffes fand eine Kanzel mit Schalldeckel ihren Platz und im Süden wurde eine Orgelempore errichtet. Die heutige Orgel stammt aus der Armklarenkirche in Mainz und wurde 1770 von Michael Kohlhaaß gebaut. Die meisten Heiligenfiguren, von denen die Heilige Katharina hervorzuheben ist, stammen aus dem 18. Jahrhundert.

Auffällig ist, daß die Kirche erst am 28. September 1783, also vier Jahre nach der Fertigstellung, vom Mainzer Weihbischof Valentin Heimes – einem ehemaligen Nieder-Olmer Kaplan – geweiht wurde.

19. Jahrhundert

Dekan Anton Greipp ließ 1837 den Kirchturm um ein weiteres Stockwerk erhöhen und nach dem Vorbild der Nieder-Ingelheimer Pfarrkirche mit einem Faltdach versehen, womit die Nieder-Olmer Kirche ihr heutiges äußeres Aussehen erhielt. 1874 wurde die Pfarrkirche renoviert und mit Gemälden an Decken und Wänden ausgestattet. 1888 erhielt sie ein neues Geläut mit vier Glocken, die dem Hl. Georg, der Hl. Maria, der Hl. Katharina und dem Hl. Sebastian geweiht waren. 1890 erfolgte der Einbau einer Turmuhr. 1900 wurden wieder Renovierungsarbeiten durchgeführt und ein neuer Hochaltar errichtet.

20. Jahrhundert

1944/45 beschädigten Bombenangriffe und Artilleriebeschuß die Pfarrkirche, die nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst nicht mehr für den Gottesdient benutzbar war. Unter großen finanziellen Anstrengungen wurde sie wiederhergestellt: 1948/49 der Turm und 1950/51 das Kirchenschiff. Am 22. September 1951, sechseinhalb Jahre nach Kriegsende, zog die katholische Gemeinde mit Pfarrer Vitus Becker in das Gotteshaus ein. Bis dahin fanden die Gottesdienste im katholischen Schwesternhaus, dann in der evangelischen Kirche und anschließend im Saalbau Mertens statt. Erst 1955 waren die letzten Kriegsauswirkungen beseitigt: Bischof Albert Stohr weihte die drei neuen Glocken, die das Geläut wieder vervollständigten, da im Laufe des Krieges außer der kleinen Katharinenglocke alle anderen eingeschmolzen worden waren. Bei dem Wiederaufbau wurden die Wand- und Deckengemälde nicht mehr aufgestellt und die Kanzel an die Westseite des Triumphbogens zum Chor versetzt.

1964 ließ Pfarrer Nikolay die Kirche renovieren, dabei wurden die Kanzel, die Empore und die Orgel marmoriert, wodurch die Kirche ihre ernste Atmosphäre verlor und sich dadurch eine feierliche einstellte. In die Scheitelwand des Chores wurde ein Rundfenster eingebracht, dessen Glasmalerei den auferstandenen Christus zeigt.

Infolge der Reformen des zweiten Vatikanischen Konzils, die hinsichtlich der Liturgie vorsehen, daß der Priester die Messe zum Volk hin zelebriert, veranlaßte Pfarrer Norbert Pfaff zu Beginn der 70er Jahre, den Altar vor dem Chor im Kirchenschiff auf einem hölzernen Unterbau und die Orgel unter den Baldachin im Chor zu stellen. Die-

sem Provisorium wurde durch die Innenrenovation 1977/78 ein Ende bereitet: der Altar und der Baldachin rückten unter den Triumphbogen, die Kanzel wurde abgebaut und die Empore um einen Meter tiefer gesetzt; unter ihr entstanden beidseitig des Eingangs ein Beichtzimmer und die Sakristei und die Orgel fand wieder auf der Empore ihren Platz. Die Kirche erhielt auch einen neuen Wand- und Deckenanstrich mit natürlichen Kalkfarben, sowie einen Fußbodenbelag aus gelbem Jurastein und rotem Veronastein im Diagonalverbund.

Nach der Innenrenovation begannen im Turmuntergeschoß und im gotischen Choranbau Grabungsarbeiten, die 1984 ihren Höhepunkt fanden. Dabei entdeckte man die romanische Apsis, das Fundament eines Altares im Chor und ein Grab vor dem Altarfundament. Nach und nach wurden diese Räume wieder hergerichtet und dienen seit Weihnachten 1986 als Sakramentskapelle. Die Katharinen-Kapelle – eine kleine Ikone der Hl. Katharina aus Griechenland soll angebracht werden – ist auch tagsüber zum persönlichen Gebet geöffnet.

Literatur:

1) Katholischer Pfarrgemeinderat: „Unsere Pfarrgemeinde" Heft 1 Ostern 1978 nach Abschluß der Innenrenovation. Heft 2 Oktober 1979 anläßlich der 200-Jahr-Feier St. Georgs-Kirche Nieder-Olm
2) Pfarrbrief Nieder-Olm/Sörgenloch/Zornheim, Nr. 6, 15.2.87, 6. Sonntag im Jahreskreis: „Katharinen-Kapelle"
3) Bösken, Franz: „Quellen und Forschungen zur Orgelgeschichte des Mittelrheins", Bd. 1, Schott, 1967, Mainz, S. 394/395
4) Dehio, Georg (Hg.): „Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler – Rheinland-Pfalz/Saarland", Deutscher Kunstverlag GmbH, 1972, München, Berlin, S. 644
5) Dölling, Regine, Dr.: „Die Bau- und Kunstdenkmäler in der Verbandsgemeinde Nieder-Olm" in Spiess, Karl-Heinz (Hg.): „Nieder-Olm – Der Raum der Verbandsgemeinde in Geschichte und Gegenwart", Verlag der Rheinhessischen Druckerwerkstätte, 1983, Alzey, S. 329 – 348
6) Jung, Wilhelm, Dr.: „Bau- und Kunstdenkmäler im Landkreis Mainz" in „Landkreis Mainz – Monographie einer Landschaft", Mushakesche Verlagsanstalt/Franzmathes Verlag, 1959, Mainz, S. 47 – 56
7) von Knorre, Alexander: „Die Mainzer Barockkirchen" in der Reihe "Rheinische Kunststätten", Heft 219, 1. Auflage, 1979, Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei AG, Neuss
8) Reiske, Johann, Dr.: „Die mittelalterlichen Turmhelme Rheinhessens und ihre gleichartigen Ersatzbauten", Darmstädter Dissertationen 1931

Die Lebenskunst des Cyriak Goschel

von Hans-Peter Plattner

Wirtstöchter müssen sich manches sagen lassen, so auch die Dorothee Rosenzweig, kurz Dorth genannt, in Wilhelm Holzamers Roman „Vor Jahr und Tag".

Der Goschel, in den Fünfzigern und Betreiber einer Ziegelei, kam täglich neuerdings in die „Schöne Aussicht".

„Fräulein Dorthchen, ein Schöppchen, wenn ich bitten darf. Neuen! Ist das nicht dumm in der Welt – die Jugend trinkt neuen, und die Alten trinken Firnen. Die Jugend hat doch schon Feuer genug – der Neue macht Feuer – die Alten aber, die nicht mehr genug Feuer haben – und was ist das Leben, wenn man kein Feuer mehr hat! – die trinken Firnen, der kein Feuer gibt. Ich mach das nicht mit, ich trinke Neuen. Sehen Sie, Fräulein Dorthchen, das ist Lebenskunst. Lebenskunst nennt man das – und wer die nicht hat, ist ein armer Teufel. Er quält sich durch die Welt und ist ein Sauertopf und hat nichts von dem, was schön und gut in ihr ist."

Dorth hörte nicht auf sein Geschwätz. Ihr war das zuwider. „Ich fürchte, Fräulein Dorthchen, Ihnen fehlt es an der Lebenskunst." Da fuhr sie auf: „Ach, was wissen Sie"! „Was ich weiß?" sagte der Goschel auf Ihren Anschnauzer und kam dabei näher. „Fräulein Dorthchen, was ich weiß! Wissen Sie, was die Liebe ist?" „Ach, lassen Sie mir mein Ruh!" „Na ja, da habert's eben. Wer nicht weiß, was Liebe ist, weiß nicht, was das Leben ist, weiß nicht, was die Jugend ist, weiß auch nicht, was Lebenskunst ist, sag ich Ihnen, der alt Cyriak Goschel, der aber nie alt wird. Sehen Sie, Fräulein Dorthchen, und das ist die Lebenskunst, ich freue mich noch an einem schönen Kind, als wär ich zwanzig, und ich liebe noch das Leben, als wär ich fünfundzwanzig, und ich fühle mich der Liebe noch fähig, als wär ich dreißig. In diesen Jahren muß man bleiben: zwanzig, fünfundzwanzig und dreißig – nur nicht darüber. Über Dreißig, da fängt es an, wackelig und ranzig zu werden. Aber wer immer in den Zwanzig, Fünfundzwanzig und Dreißig bleibt, der kann nie alt werden, und wär er grau wie ein Esel und welk wie Sommerklee nach einem Nachtfrost. Sehen Sie, Fräulein Dorthchen, das ist Lebenskunst. Der Mensch ist so alt, wie er sich selbst macht. Sagen Sie, ich hätt's Ihnen gesagt, der alte Cyriak Goschel."

Er strich sich dabei über seinen grauen Kopf und glättete seine Zwickel. Während er in sich hineinlächelte, ging er an seinen Platz zurück. Siegerhaft, gleichsam mit jeder Bewegung sich selbst schmeichelnd. „Sehen Sie, Fräulein Dorthchen, und so Menschen wie wir hier, in einem hellen Land und mit dem guten und vielen Wein, wir dürfen nicht alt werden, wir dürfen's nicht. Da hinten im Odenwald oder da oben im Buchfinkenland, wo's den ganzen Tag nicht Tag wird und der gute Wein nicht wächst, da ist's was anderes. Gucken Sie sich die Menschen von dort an – schwerfällige Trampeltiere, mit Verlaub gesagt. Aber hier – nein! Und nun geben Sie mir, wenn ich bitten darf, noch einen Schöppchen! Sie lassen den Kopf hängen, Fräulein Dorthchen – lernen Sie die Liebe!"

Sie stellte den Wein hin, und er strich über ihre Hand. Die zog sie rasch zurück und sagte kurz: "Ich verbitte mir das. "

Er verneigte sich und bat um Entschuldigung. Sie konnte ihm nicht böse sein, er war ihr viel zu unausstehlich dazu. Sie wußte nicht, war er lächerlich oder einfältig oder kindisch oder hatte er recht in dem, was er sagte. Gewiß war er ein alter Sünder – und nicht alles war gerade dumm gewesen in seinem Geschwätz. Nur seine Art war so sonderbar – er mußte doch einen Sparren zu viel haben.

In der Küche sagte die Dorth zur Annelies Brabender, der Köchin: „Er ist wie eine gequellte Kartoffel, die ein Feldhinkel sein will."

Familie „Scheuermann" in Nieder-Olm

von Josef Erhart

Fragt man Bürger in Nieder-Olm, so um die fünfzig Jahre alt, die hier geboren sind, kannten Sie die Familie Scheuermann? oder nach dem Namen Scheuermann, bekommt man die Antwort, nein die kennen wir nicht. Erkundigt man sich aber bei den alten, echten Nieder-Olmern, geht ein erinnerndes Lächeln über ihr Gesicht, ja natürlich kannten wir sie, es waren deine Großeltern, deine Mutter und ihre Geschwister.

Wo kamen die Scheuermanns eigentlich her stellte ich mir die Frage. Ich begann zu suchen, es dauerte natürlich eine lange Zeit, bis ein Ergebnis zu Tage trat, es gab Erfolge und auch Enttäuschungen.

Der erste aus dieser Familie, der in Nieder-Olm aktenkundig wurde, war ein Johann Heinrich Scheuermann. Er kam um das Jahr 1750 aus Standenbühl am Donnersberg und wurde Meister oder Verwalter des Dalberger Hofes in Nieder-Olm. Er war 1724 in Rüssingen/Pfalz geboren. Am 1. Mai 1752 heiratete er die Tochter des Melchior Stoffel, Hofmann am Dalberger Hof, Maria Eva war der Name seiner Frau. Im Jahr 1754 wurde das erste Kind geboren, ein Sohn mit Namen Valentin. Einige Zeit später „anno 1756" baute er ein Wohnhaus mit Scheune und Nebengebäuden, es ist heute noch bewohnt und steht in der alten Landstraße 10 (Recey-Platz).

In den folgenden Jahren bis 1764 erblickten noch drei Mädchen das Licht der Welt, davon starben zwei bald nach der Geburt. Die eine Tochter, Anna Elisabeth, heiratete 1781 einen Lorenz Heinermann aus Nieder-Olm. Wenige Wochen nach der Geburt des vierten Kindes starb Maria Eva, die Mutter und hinterließ einen Mann mit zwei kleinen Kindern. Heinrich Scheuermann heiratete wieder und zwar die Tochter der Müllersleute Johann Matthäus Schimbs und Maria Odilia Palmes aus der Mühle vom Wahlheimer-Hof: Anna Margareta Schimbs (später Schömbs) geboren 1743 in Wahlheim. Bis zum Jahr 1778 wurden ihnen vier Kinder geboren, drei Mädchen und ein Knabe. Johann Matthäus nahm eine Christina Schäfer aus Zornheim zur Frau und Maria Odilia heiratete einen Ww. Heinrich Seibert, Musiker aus Nieder-Olm.

Der erste Sohn Valentin Scheuermann, aus erster Ehe wurde am 7. 11. 1754 in Nieder-Olm geboren und hatte eine Anna Barbara Schmitt zur Frau. Er wurde auf Grund einer Aushebung am 2. 3. 1787 Soldat bei den Österreichern und zwar beim k. und k. Infantrieregiment Nr. 12 „Manfredini". Am 1. 4. 1790 wurde er zum Gefreiten befördert, seine Dienstzeit war auf sechs Jahre festgelegt. Im Sterberegister des kath.

Pfarramtes wird sein letzter militärischer Rang mit „Unteroffizier" festgehalten.

Das Infantrieregiment Nr. 12 hieß auch „Legion Manfredini" und wurde 1702 aus den beiden vom Herzog von Braunschweig – Wolfenbüttel, dem österreichischen Kaiser überlassenen Regimentern Plön – Holstein und Klengel gebildet. Ab 1769 war es Infantrieregiment Nr. 12. Regimentsinhaber und Kommandeur war von 1792 – 1809 Friedrich Marquis von Manfredini. In dieser Zeit wurde das Regiment aufgefüllt und mit Ungarn aus dem „Komorner Comitat" (eine Grafschaft in Ungarn) ergänzt; es wurde deshalb auch als ungarisches Regiment bezeichnet. In der Zeit als Valentin Scheuermann aktiv diente, kam das Infantrieregiment Nr. 12 u. a. zum Kriegseinsatz, im Türkenkrieg von 1788 – 1790, im Krieg gegen die Franzosen in der Mainzer Gegend von 1792 – 1797, auch bei der Erstürmung der Festung Mainz im Oktober 1795, und im krieg gegen die Franzosen von 1799 – 1801.

Als Gefreiter des österreichischen ungarischen Regiments bot Valentin Scheuermann folgendes Erscheinungsbild:
Uniformrock, weiß mit dunkelbraunen Aufschlägen und einer Reihe dunkelbrauner Knöpfe, bis 1798 enge weiße Beinkleider, ab 1799 hellblaue Beinkleider, mit Verzierungen aus schwarzgelb melierter Wolle an der Vorderseite und den beiden Seiten, eine schwarze Halsbinde, Gamaschen, Mantel aus grauem Tuch, als Kopfbedeckung ein Casquet aus schwarzem Leder, ab 1799 einen Helm mit Kammquaste aus schwarzer Wolle, Haartracht-Zopf, Seitenhaar in Locken gedreht, Tornister aus Kalbfell, Bajonett (am Überschwungriemen getragen), leichtes Gewehr.
Wie aus den Musterlisten des Regiments Nr. 12 hervorgeht, wurde Valentin Scheuermann zu 6 Jahren verpflichtet und zwar vom 2. 3. 1787 – 5. 3. 1793. Danach blieb er scheinbar freiwillig mit jeweiliger Verlängerung, bis er am 15. 9. 1803 als ausgedienter Capitulant nach Hause entlassen wurde. Das Lager des Regiments befand sich außer in Kriegszeiten an verschiedenen Orten in Bayern in Böhmen und Mähren. Wie aus den Musterlisten des Regiments hervorgeht, war V. Scheuermann u. a. mit einem anderen Gefreiten auch zeitweise als Soldatenwerber tätig.

In Nieder-Olm wohnte er zuletzt bei seinem Sohn Johann Georg Scheuermann, Leineweber in der Wassergasse Nr. 20. Dort starb er am 26. September 1832, im Alter von 78 Jahren. Seine Grau Anna Barbara, geborene Schmitt, verschied am 4. 1. 1839, beinahe 75 Jahre alt, von ihren 6 Kindern lebten nur noch vier.

Quellen:
Kath. Kirchenbuch Nieder-Olm; Kath. Kirchenbuch Zornheim;
Österreichisches Staats- und Kriegsarchiv, Wien

Französisches Wortgut in der rhh. Mundart

von Hans-Peter Plattner

Rheinhessen als deutsches Grenzland nach Westen hin, lag im Einflußbereich Frankreichs, das lange Zeit führend in der Kultur und Politik Mitteleuropa prägte. Im 18. Jahrhundert galt Französisch als Hofsprache und wichtige Dokumente wurden in ihr abgefaßt. Daher existieren heute viele französische Fremdwörter im Hochdeutschen als Fachausdrücke. Im rheinhessischen Dialekt finden wir darüberhinaus eine Reihe

von Wörtern französischen Ursprungs, die mundartlich angepaßt und selbst zu Mundart wurden, sei es, daß sie nach der deutschen oder daß sie nach der französischen Betonungsweise ausgesprochen werden.

Die Epoche, in der dieser Vorgang stattfand, begann mit dem Einmarsch der Revolutionstruppen Frankreichs im Jahre 1792 und endete mit dem Zusammenbruch des napoleonischen Kaiserreiches 1815, als Rheinhessen als Teil des „Departments Mont Tonnerre" (Donnersberdepartement) zu Frankreich gehörte. Französisch war Amtssprache und so ist es nicht verwunderlich, daß ein Einfluß weniger im Sprachgebrauch des Alltags als in Dingen des Rechtswesens, der Verwaltung, des Militär- und Straßenbauwesens erfolgte, da in diesen Bereichen eingehende Veränderungen zu einem modernen Staatswesen hin durchgeführt wurden. Erinnert sei an das Gesetzeswerk des „Code de Civil", die Gliederung des Verwaltungsapparates von „Mairie" (Bürgermeisterei) über den Kanton und die Unterpräfektur zum Department, die Straffung von unabhängigen Friedensgerichten und den Bau von guten Chausseen als Herrstraßen.

Die Generation, die fast 20-jährige Besatzungszeit miterlebt hatte, starb zwischen 1850 und 1860, und seit dieser Zeit nimmt der Anteil mundartlicher Ausdrücke französischen Ursprungs ständig ab. In der Umgangssprache haben sich die Bezeichnungen des täglichen Lebens erhalten und werden wohl auch in Zukunft verwand werden, woraus wir auf das lebendige Wesen der Mundart, die sich ständig wandelt und entwickelt, schließen können. Die folgende Auswahl von Begriffen aus dem Französischen ist aus der Dissertation Maximilian Martins „Die französischen Wörter in Rheinhessen", Mainz 1914, und der „Rheinhessischen Volkskunde" von Wilhelm Hoffmann, Bonn 1932, zusammengestellt; sie stehen in der Reihenfolge französisches Wort, mundartlicher Ausdruck, Schriftdeutsch/Bedeutung:

Behörden

chachot	Kascho	Gefängnis
chasser	schasse	festnehmen, ergreifen
gendarme	Schondamm	Polizist
greffier	Greffje, Greffche	Amtsschreiber
maire	Mär	Bürgermeister
mairie	Märi	Bürgermeisterei
notaire	Nodär	Notar

Straßenbau

allee	Allee	mit Bäumen gesäumte Landstraße
chaussee	Schossee	Landstraße
chaise	Scheeß	Kutsche, Wagen
trottoir	Drodwa	Bürgersteig

Früchte, Tiere

groiseille	Gruschele	Stachelbeeren
lapin	Laping	Feldhase

Wohnung, Gebrauchsgegenstände

bouteille	Buddel	Flasche
boutique	Budik	Haus, Bude
plumeau	Blimmo	Federbett
portmanaie	Portmanee	Geldbörse
galoche	Galosche	Schuhe, Latschen

Militär

allez	alla	vorwärts, komm, auf
vite, vite	wid, wid	schnell, schnell
charpie	Schabi	Verbandszeug
garde	Gad	Gesellschaft, Haufen
ordre	Ordder	Befehl, Anweisung
travailler	trawllje	arbeiten

Sonstige

bredouille	Bredulje	Verlegenheit
bosseler	bossele	basteln, selber bauen
chagrin	Schagrille	Sorgen, Kummer, Launen
coulant	kulant	großzügig, freigiebig
disputer	dischbediere	streiten
genánt	schinand	schüchtern, verschämt
madame	Madomm	feine Dame
merci	mersi	Danke

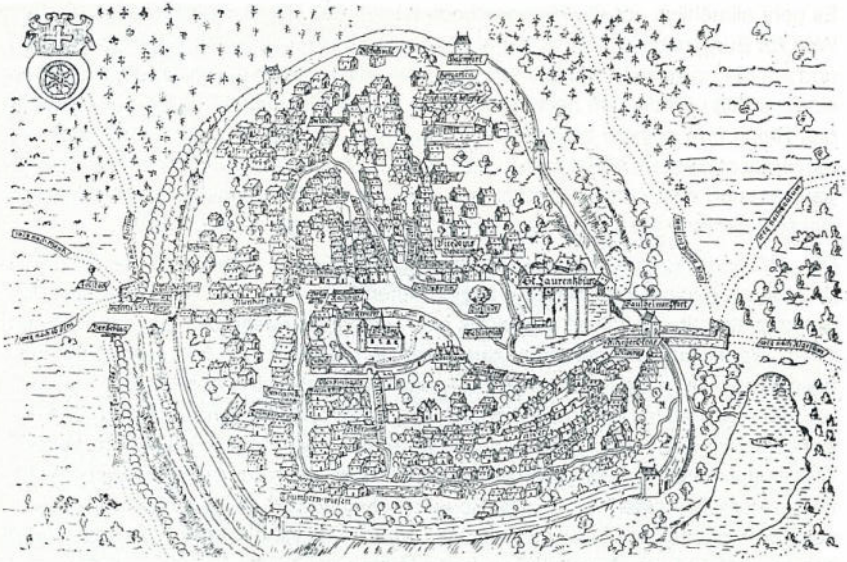
Den Älteren wird bestimmt dieser Abzählvers in Erinnerung sein, den sie als Kinder benutzten: „Enne, menne, dussmanném, riwele, rawele, sonderném, eckebrot, sondernot, dussé", der nichts anderes ist, als die „rheinhessische Fassung" des französischen „Une main, deuxième main; riflez, raflez, sois dernier, et plus promt, sondénon, touché".

Weihnachten 1460 in „Nidr-Olmen"

erzählt von Peter Weisrock

Ein grauer Winterhimmel spannt sich über den frühen Morgen des 24. Dezember 1460. Die Fenster der alten Burg sind schon hell erleuchtet, denn der Mainzer Kurfürst und Erzbischof Diether von Isenburg weilt seit einigen Tagen in seinem kleinen Amtsstädtchen „Nidr-Olmen", um hier in Ruhe und Zurückgezogenheit die Weihnachtsfeiertage und den Jahreswechsel zu verbringen.

Aus dem Kamin des „Gemeinbackhauses" oberhalb des "Thumprobstplatzes" kräuselt sich der erste Rauch. Velthenn Weyßbecker mußte schon früh aufstehen, um noch die beachtliche Menge Brot für die bevorstehenden Feiertage zu backen. Er hatte zwar schon vor einigen Tagen bekannt gegeben, daß er den Teig in den beiden Tagen vor dem 24. abholen wollte – doch wie immer – seine Dorfgenossen mußten alles auf den letzten Tag verschieben. Und wehe er weigerte sich zu backen. Essen



Niedre-Olm i. J. 1577.

und Trinken waren das Wichtigste an diesen Festtagen. Die kirchliche Weihnachtsfeier begann erst in dieser Zeit allmählich als volktümlich-kirchliches Fest Fuß zu fassen, und die Tadition des „Schmausfestes" mit Gelage und Tanz herrschte noch stärker vor als die religiöse Kirchenfeier.

Oben in der „Badstub", am oberen Ende der „Badergaß", rumort es auch schon geschäftigt. Joirg Scherer der Bader ist dabei, seine Badstube anzuheizen, denn es ist heute morgen noch mit einem gewaltigen Andrang zu rechnen. Der Bader kannte schließlich seine Olmer. An Festtagen legten sie großen Wert auf eine gute Rasur, einen anständigen Haarschnitt und nahmen zu guter Letzt meistens noch ein Schwitzbad.

Die schläfrige Torwache an der „Saulumer Pfort" öffnet mühsam das angefrorene Tor für Henne Khauddel, der noch unbedingt seinen Brennholzvorrat aufbessern muß. Er stapft dick eingemummt den zerfurchten und jetzt zugefrorenen „Saulumer Weg" dem Gemeindewald entgegen, um sich dort sein zustehendes Knüppelholz zu holen.

Innerhalb der mit Mauer und Graben umgebenen Siedlung am Selzknie ist es auch an anderen Stellen lebendiger geworden. In der „Widerstras" lärmen und jubeln die Kinder, die sich auf dem festgefrorenen Bach eine „Schleif" angelegt haben. Die „Schul" hat für dieses Jahr die Pforten geschlossen und somit sind die Mädchen und Buben noch ausgelassener als sonst.

In der „Schmid", nahe der „Mentzer Pfort" beginnt der Amboß zu klingen. Mußte ausgerechnet heute noch der Bauer Cloß Hardt eines seiner Pferde beschlagen lassen. Peter Schmidt, der hiesige Hufschmied, wirft ärgerlich ein Hufeisen in das Feuer daß die Funken stieben. Aber was sollte er machen. War doch der Bauer sein „Schwieger" und Schöffe dazu. Leute mit Einfluß sollte man nicht vergraulen.

Es geht allmählich auf die Mittagsstunde zu, als sich der Gemeindepleban auf den Weg zur Burg macht. Er ist heute bei seinem Kirchenherrn zum Mittagsmahl geladen und auf die politischen Neuigkeiten gespannt, die er heute hören würde. Die Zeiten sind unruhig und die Luft riecht nach Krieg. Kaiser Friedrich III. regiert nur schwach das Reich und ständig toben Fehden zwischen Fürsten und den Städten. In der nahen Bischofsstadt Mainz haben die Handwerkerzünfte das Stadtregiment an sich gerissen und unterstützen Diether von Isenburg in seiner Stiftsfehde mit Adolf von Nassau, der dem Isenburger den Erzbischofsstuhl streitig machen will.

Die „Hasenpfortergaß" hinabstrebend, biegt der Gemeindehirte um die Ecke von „Vicedoms Behausung" mit dem zugefrorenen Schloßbrunnen und überquert den Schloßplatz mit der kahlen Linde, als ein leichtes Schneetreiben einsetzt. Die von Wind, Wetter und Belagerungen zernagten Gemäuer der nun 360 Jahre alten kurmainzischen Burg ragen vor ihm auf, und erleichtert schlüpft er in die warmen geheizten Wohnräume, den kalten Spaziergang vergessend. Nach dem ausgedehnten Mahl zieht sich der Isenburger vom langen Politisieren müde, in seine Amtsräume zurück. Was wußte dieser neugierige fragende Pfarrer denn schon von seinen Sorgen. Er diktiert seinem Schreiber noch einige Schriftstücke und läßt sie gegen abend von seinem Olmer Amtmann „Philips von Schwalbach" absiegeln (diese Urkunden sind belegt und tragen als Ausstellungsort den Namen „Olmen").

Mittlerweile hat sich eine Schneedecke über die eng zusammenstehenden Häuser gelegt. Unten in den „Thumherrnwiesen" lärmen noch Kinder und einige Zeit später ist es ruhig und still geworden. Man wartet auf die Christnacht, die man heute mit ihren lateinischen Gesängen in der „St. Jörgskirche" feierlich begehen wird. Selbst der dicke, geizige und ebenso jähzornige Bischofsmüller Wentz Moller findet an diesem Abend Ruhe und Zufriedenheit. Er kontrolliert noch einmal das festgefrorene Mühlrad und stapft brummend durch den frisch gefallenen Schnee in seine Behausung zurück.

Die Kirche ist in diesem Jahr dicht gefüllt. Besonders die Handwerker sind ausnahmslos anwesend, um, wie die Mainzer Zunftgenossen, ihre Sympathie für Diether von Isenburg zu bekunden. Doch der feierliche Einzug, Lichterglanz, festliche Gewänder und das mächtig ertönende „In Dulci Jubilo" lassen in dieser Nacht des 24. Dezember 1460 für alle die graue Wirklichkeit vergessen.

Jahrgang 1922

Lehrer Grohshardt unterrichtete in den Jahren 1929 – 1931 die Klasse des Jahrgangs 1922 und einige Schüler des Jahrgangs 1921. Aus dieser Zeit entstand das nebenstehende Klassenbild. Das Foto wurde 1980 von Peter Weisrock aus dem Nachlaß von Schmiedemeister Georg Wettig gesichert. Die Personenerkennung konnten Josef Erhart und Martha Weisrock ermöglichen.

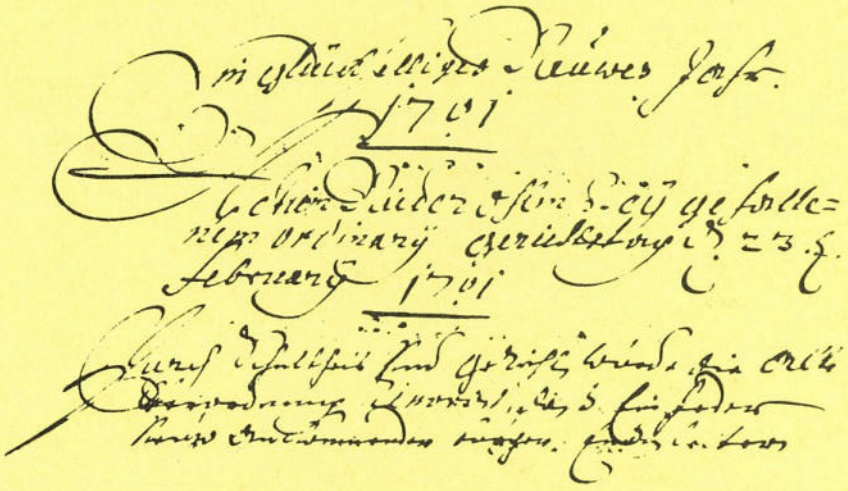
1. Reihe von oben: Else Gutmann, Georg Pampel, Konrad Mann, Hans Vogelsberger, Heinrich Weisrock, Helmut Schlüter, Josef Erhart, Christof Mann, Jakob Vogelsberger, Katharina Nebrich.

2. Reihe von oben: Änni Bellinger, Luci Lohrum, Barbara Maus, Anni Sassenroth, Erna Süßmann, Lina Kunz, Anna ?, Maria Raas, Barbara Weber, Bina Zimmer.

3. Reihe von oben: Hildegard Ambach, Margarete Brabender, Katharina Hofmann, Maria Schultheiß, Katharina Schwarz, Elsbeth Flott, Margarethe Konstantin, Hedwig Schwarz, Lina Frees, Elisabeth Stauder, Marianne Horn, Katharina Fuchs, Elisabeth Breivogel, Gertrude Becker, Katharina Heinermann.

4. Reihe von oben: Kurt Ebert, Jakob Mann, Willi Schreiber, Gustav Bange, Heinrich Hofmann, Karl Schultheiß, Hans Wettig, Gerd Kaiser, Georg Flohr.

5. Reihe von oben: Hans Schreiber, Claus Barber, Toni Genzler, Jakob Hubertus, Hans Wettig, Hans Weisrock, Ernst John, Jakob Nehrbaß, Konrad Schwarz, Hans Kuhl.



Mit einem „glückselliges Neuwes Jahr 1701“ eröffnete Schultheiß Mathias Rögner das Nieder-Olmer Gerichtsbuch für 1701 (Quelle: Gemeindearchiv Nieder-Olm, Abt. II, S. 13 / Peter Weisrock)